1,60 DM / Band 225
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mord-Insekten

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Mord-Insekten

John Sinclair Nr. 225

von Jason Dark

erschienen am 26.10.1982

Titelbild von Montana

Sinclair Crew

Mord-Insekten

Linda Whiteside stieß ihrem schlafenden Mann mit dem Ellbogen in die Seite. »Du, Sam da ist etwas.«

Sammy brummte nur und drehte sich auf die Kante der Matratze. »Du siehst Gespenster, Darling, was soll schon sein? Nichts, gar nichts. Und jetzt laß mich endlich schlafen. Morgen geht die verdammte Reise los, da will ich ausgeruht sein.«

Wenn Sam so sprach, war er echt sauer, das wußte Linda genau. Aber sie hatte das Geräusch gehört, und sie konnte sich auf ihre Ohren verlassen, die auch dann noch gespitzt waren, wenn sie in einem ruhigen Schlaf gefallen war wie in dieser Nacht.

Allerdings traute sie sich nicht, das Licht anzuknipsen. Statt dessen setzte sie sich aufrecht ins Bett und horchte weiterhin in die Dunkelheit hinein.

Im Augenblick war alles still. Kein verdächtiges Geräusch konnte sie wahrnehmen. Das Fenster an der linken Seite des Bettes warf einen Schatten. Ein Flügel stand weit offen. Die Vorhänge blähten sich, als von außen der Wind gegen sie fuhr. Im Raum lastete noch immer die Hitze des vergangenen Tages, aus diesem Grunde schlief die 23jährige Linda auch fast nackt. Nur ein knapp sitzender Slip bedeckte das Allernötigste.

Die Geräusche der Nacht waren normal. Das Schlafzimmerfenster in dem Dreifamilienhaus führte zum Garten hin. Die Mieter über den Whitesides befanden sich im Urlaub, und die 73jährige Hauswirtin hörte sowieso nichts. Sie kümmerte sich auch nicht um ihr Haus. Anfallende Arbeiten übernahm immer Sammy.

Ruhig wurde es nie in dieser Gegend. Nicht allzu weit entfernt führte eine stark befahrene Straße vorbei. Sie stellte die Verbindung zwischen Greenwich und London dar. Ruhig war es nie, obwohl die Umgebung sehr ländlich wirkte.

Linda hatte auch keine Schritte gehört, es war ein anderes Geräusch gewesen, und sie ließ sich nicht davon abbringen.

Leider wußte sie nicht, ob es im Haus oder draußen aufgeklungen war, deshalb entschloß sie sich, nachzuschauen.

Geschmeidig schwang sie ihre schlanken Beine aus dem Bett und strich durch das braune, locker fallende Haar. Ihre Füße fanden die weichen Hausschuhe mit traumwandlerischer Sicherheit, und auf leisen Sohlen schlich sie an der Bettkante entlang.

»Wo willst du hin?« Sammy fragte, denn er hatte noch nicht einschlafen können.

»Ich muß nachsehen. Vielleicht hat sich Billy im Schlaf unruhig bewegt oder sich verschluckt, was weiß ich?«

»Dann hätten wir was gehört.«

»Du bist ein Rabenvater.«

Sam Whiteside lachte nur. »Ich mache mich auf jeden Fall nicht so verrückt wie du.«

»Schließlich ist Billy erst ein Jahr alt, das darfst du nicht vergessen.«

»Schon gut«, schwächte Sam ab, »tu, was du nicht lassen kannst und schau nach.«

Linda erwiderte nichts. Sie machte sich um Billy Sorgen. Vor einer Woche noch war er sehr erkältet gewesen, wahrscheinlich hatte er unter den Nachwirkungen zu leiden. Am Fenster blieb sie für einen Moment stehen. Die Vorhänge verbargen den Blick nach draußen, aber sie wollte sicherheitshalber auch in den Garten schauen, deshalb faßte sie nach der Kordel und zog den Stoff mit einem Ruck zurück.

Sie schaute in eine jener seltsamen Nächte, in denen es nie richtig dunkel wird. Typisch für Anfang Juli, wenn auch viel zu selten. Ein lauer Wind fuhr durch die dichten Gartenbüsche, und vom Himmel

fiel silbriges Mondlicht, das auf das Grün der Pflanzen einen seltsam schimmernden Glanz hinterließ.

An einigen Stellen schienen die Schatten ineinander zu wachsen und zu Gestalten zu werden. Linda hatte das Gefühl, als würden sie sich bewegen, doch sie konnte sich auch getäuscht haben, denn in der Fantasie sah man oft bei diesen Wechselbeispielen von Schatten und seltsam bleicher Helligkeit Gestalten, die es nicht gab.

Linda Whiteside spürte den Schauer, der über ihren nackten Rücken lief, wollte vom Fenster wegdrehen und zuckte plötzlich zusammen, weil etwas dicht vor ihrem Gesicht dahergehuscht war. Es hatte sich schon verflüchtigt, als sie das Brummen hörte.

Eine Biene oder Wespe hätte sie fast noch erwischt und zugestochen. Aber bei Dunkelheit und in der Nacht? Soviel ihr bekannt war, schliefen die Tiere da.

Wieder hörte sie das Summen. Es kam von links, in diese Richtung war das Insekt geflohen, und dann war es blitzschnell da, tanzte vor Lindas Gesicht, so daß sich die junge Frau gezwungen sah, nach der Biene oder Wespe zu schlagen.

Mit der flachen Hand traf sie das Tier, das auf die äußere Fensterbank fiel, sich auf den Rücken drehte, mit den kleinen Beinen krabbelte und heftig brummte.

Linda verzog das Gesicht. Mit Daumen und Mittelfinger schnippte sie das Tier von der Bank.

»Was war los?« brummte Sam.

»Ach nichts. Eine Biene.«

»Und?«

»Ich habe sie ins Bienenreich befördert.«

»Ist schlecht. Bienen sind nützliche Tiere.«

»Aber nicht in meinem Schlafzimmer.« Linda drehte sich wieder um und ging zur Tür. Daneben befand sich ein Spiegel.

Sekundenlang konnte sie sich darin bewundern, und sie war stolz auf ihre schönen Brüste. Auch sah man ihr nicht an, daß sie Mutter war.

Vielleicht war sie an einigen Stellen ein wenig zu schlank, aber das glich Sam mit seinem Bierbauch wieder aus. Leise öffnete Linda die Tür und schlich auf nackten Füßen in den schmalen Korridor, wo dem Schlafzimmer gegenüber die Flurtür lag.

Das Kinderzimmer befand sich links daneben. Eigentlich war es viel zu klein, nicht größer als eine Hundehütte, aber was wollte man schon in so einem Haus verlangen, das fast sechzig Jahre stand und nur kurz nach dem Zweiten Weltkrieg renoviert worden war.

Linda Whiteside wußte, daß ihr Junge einen leichten Schlaf hatte, deshalb war sie auch sehr vorsichtig, als sie die Klinke nach unten drückte. Möglichst lautlos wollte sie das Zimmer betreten.

Im Flur hatte sie Licht gemacht und die Lampe so gedreht, daß ihr

Schein nicht auf die Kinderzimmertür, sondern entgegengesetzt wies. Trotzdem reichte das Licht noch aus, um auch das kleine Kinderzimmer zu erhellen, in das nur das Bett hineinpaßte, ein Schrank und der kleine geerbte Wickeltisch. Das Fenster verdiente den Namen nicht, Luke wäre besser gewesen.

Kaum hatte die Frau die Tür aufgedrückt, als sie das Geräusch abermals vernahm. Weder Weinen noch Schreien, sondern ein seltsames Brummen oder Summen, das in der Nähe des kleinen Kinderbettes aufklang, in dem Billy fest in seinen Schlafsack gebunden war.

Linda atmete hastig. Sie dachte sofort an die Biene, die sie geärgert hatte. Sollte sich ein Tier vielleicht in das Zimmer des Kleinen verirrt haben?

Linda schüttelte sich, wenn sie daran dachte. Da konnte Sam hundertmal sagen, Bienen wären nützlich, was sie auch nicht abstritt, aber wenn es um ihren Sohn ging und er vielleicht von einer Biene gestochen worden war…

Sie dachte nicht weiter, durfte daran nicht denken und ging die zwei kurzen Schritte bis zum Kinderbettchen vor.

Das Summen war lauter geworden. Und es drang direkt aus dem kleinen Bett.

Linda sah das helle Oberbett, das sich wie ein Halbkreis hochwölbte und soweit nach vorn gezogen war, daß sie ihren Sohn oder zumindest sein Gesicht nicht sehen konnte.

Aber eine Biene oder sogar mehrere sah sie nicht. Sie hätten sie längst umschwirren müssen.

Mit einem Ruck zog Linda Whiteside das Oberbett weg. Und noch in der gleichen Sekunde glaubte sie, wahnsinnig zu werden.

Nicht ihr Sohn Billy lag vor ihr, sondern eine riesige grünlich schimmernde Biene, die die Größe des einjährigen Billy aufwies.

Linda schrie wie am Spieß!

***

Wir warteten bereits seit vier Stunden!

Observieren nennt man dies in der Fachsprache. Gepflegte Langeweile, sagte ich dazu. Daß Suko nicht anders dachte, sah ich seinem Gesicht an, das sich immer dann seltsam verzerrte, wenn er den Mund zum Gähnen öffnete, und das tat er des öfteren.

»Willst du nicht eine Runde schlafen?« fragte ich und schaute auf meine Uhr, wo der kleine Zeiger bereits die Tageswende überschritten hatte. Es ging auf halb eins zu.

»Ich dachte, wir hätten einen Auftrag.«

»Dann bleibe ich eben wach.«

»Das soll ich dir glauben.«

Ich schraubte die Thermoskanne auf, in der sich Tee befand. Shao hatte ihn uns mitgegeben. »Du kannst es ja mal ausprobieren.«
»Wie denn, wenn ich die Augen zuhabe?«
»Dann mußt du mir eben vertrauen.«
»Ob ich dir vertraue, oder dem Teufel, das spielt keine Rolle«, entgegnete der Chinese müde.
»Und so was schimpft sich Freund.«
»Da sieht man wieder, wie schlecht die Welt ist.«
Ich goß Tee in die Verschlußkappe und nahm einen kräftigen Schluck. Shao hatte ihn mit Zitrone ein wenig angesäuert.
Während das Getränk durch meine Kehle rann, dachte ich darüber nach, weshalb wir uns hier eigentlich die Nacht um die Ohren schlugen.
Es ging um Riesenbienen.
Ob es nun eine Ente war oder nicht, das sollten wir herausfinden.
Ein Zeuge hatte angeblich eine Riesenbiene gesehen. Er war sogar von ihr angegriffen worden, hatte aber, aus welchen Gründen auch immer, fliehen können. Die Meldung landete auf dem Tisch der Polizei, und die Beamten hatten es als eine Routinesache aufgefaßt und per Kopie weitergeleitet, so daß die Beobachtung, schriftlich niedergelegt, auch auf dem Schreibtisch unseres Chefs, Superintendent Powell, gelandet war. Der hatte sofort Lunte gerochen. Wenn irgend etwas Unerklärliches passierte, mochte es nun bewiesen sein oder nicht, griff er nach wie eine Katze, die eine Maus fangen wollte. Zudem tat er solche Beobachtungen nicht so einfach ab weil er es schon erlebt hatte, daß Suko und ich gegen Killerfische und Riesenameisen gekämpft hatten. Warum nicht gegen übergroße Killerbienen?
Da seit drei Tagen nichts Besonderes anlag, der letzte Fall war abgeschlossen, wurden Suko und ich losgeschickt. Schließlich hatten wir uns lange genug ausruhen können, wie unser Chef etwas ironisch bemerkte.
Also kümmerten wir uns um die Bienen, wobei mir zweibeinige wesentlich lieber gewesen wären, aber man kann nicht alles haben.
Suko und ich hatten versucht, mit dem Zeugen zu sprechen. Das war nicht möglich gewesen, der Mann stand unter einem Schock und lag in der Klinik. Aus den Aufzeichnungen des Protokolls wußten wir allerdings, wo wir uns hinzubegeben hatten, und das war an der südöstlichen Stadtgrenze, wo London zwar nicht aufhörte, aber Greenwich schon begann. Man hatte den kleinen weltberühmten Ort nach London eingemeindet, doch die Einwohner durfte man nicht als Londoner ansprechen, sonst reagierten sie sauer.
Uns war es am Tag zuvor gelungen, einen relativ genauen Standort herauszufinden, denn wo wir mit unserem Bentley parkten, befand

sich schräg gegenüber das Grundstück eines Imkers. Es lag in einer schmalen Seitenstraße, die durch eine ziemlich weitläufig bewohnte Gegend führte, in der noch alte Häuser standen.

Dieser Imker hatte natürlich unsere Aufmerksamkeit erregt.

Allerdings hatten wir ihm keinen Besuch abgestattet, sondern wollten sein Haus und das Grundstück erst einmal beobachten.

Viel gab es nicht zu sehen, da das Grundstück zur Straße hin durch eine dichte Buchenhecke abgeschirmt wurde. An einer Stelle jedoch war sie etwas lichter, so daß wir schräg über das mit Bäumen und Sträuchern, bewachsene Grundstück schauen konnten, bis zum Haus hin, von dem wir allerdings kaum die Umrisse sahen, sondern nur einen hellen, gelben Flecken in der eisten Etage. Ein Beweis, daß der Imker auf war und vielleicht sogar noch arbeitete.

Shawn Braddock hieß der Mann.

Wie gesagt, gesehen hatten wir ihn nicht, aber ich war auf Nummer Sicher gegangen und hatte unseren schlauen Computer befragt. Gegen Shawn Braddock lag nichts vor. Er war in unserer Sünderkartei nicht registriert. Für ihn schon ein Pluspunkt.

Ich hatte die beiden Seitenscheiben nach unten fahren lassen. So konnten wir die kühlere Nachtluft genießen, die in den Wagen strömte und unsere Gesichter umfächerte.

»Dieser Braddock ist doch dumm«, meinte Suko nach einer Weile und gähnte wieder.

»Wieso?«

»Der kann ins Bett gehen und bleibt auf. Oder glaubst du, daß er vergessen hat, das Licht auszuschalten?«

Ich schraubte den Deckel der Kanne wieder zu. »Nein, das wohl nicht. Allerdings nehme ich an, daß er noch arbeiten muß.«

»Was denn?«

Ich drehte Suko den Kopf zu. »Meine Güte, was bist du heute wieder pingelig. Geh doch hin und frag ihn. Vielleicht muß er Honig vorbereiten. Ist ja immerhin möglich — oder?«

»Klar. Und er verteilt den auch. Setzt sich morgens auf sein Rad und fährt zum Markt. Ehrlich, John, ich habe keine Lust mehr, hier weiter zu hocken.«

Über Suko wunderte ich mich. Ansonsten war er die Geduld in Person. »Was ist denn nur los?«

»Na ja, Shao wartet. Ich bin so selten zu Hause…«

Mein Grinsen wurde breit. »Verstehe schon, Alter. Ist ja auch menschlich, aber Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps. Ein verdammt beschissenes Leben.«

»Ja, man hat's nicht leicht.« Suko rutschte wieder hoch. Er hatte sich bei unserm letzten Gespräch im Sitz regelrecht ausgestreckt.

Dann schlug er mit seiner rechten Hand zu und setzte eine linke

gleich hinterher. Es sah komisch aus, und ich mußte grinsen.

»Was hast du denn?«

»Eine Biene.«

»Wo?«

»Ich habe sie vertrieben.«

»Nein, da sitzt sie.« Ich deutete nach vorn. Die Biene hatte es sich auf der äußeren Seite der Frontscheibe bequem gemacht. Sie hockte auf dem Metall des rechten Scheibenwischers und starrte uns an.

»Für mich sieht die normal aus«, meinte Suko. »Was hat denn der Zeuge gesehen?«

»Eine größere.«

»Die Biene Maja etwa?«

»So ungefähr.«

Dann summte eine zweite Biene heran. Ich hörte die Geräusche an meinem Ohr, schüttelte den Kopf und sah die Biene noch wegfliegen. Ich wunderte mich, denn die Insekten zeigten sich verflixt aggressiv, so kannte ich Bienen nicht.

Und erst recht nicht in der Nacht.

»Fahre die Scheiben wieder hoch«, schlug Suko vor. »Ich habe keine Lust, hier im Wagen Turnübungen zu machen.«

»Laß doch die Tierchen.«

»Tierchen ist gut«, brummte der Chinese. »Die können einem ganz schön auf den Wecker gehen.«

»Vergiß nicht, daß wir uns in der Nähe eines Imkers befinden. Da muß man schon mit Bienen rechnen.«

»Sollen wir uns bei Braddock beschweren?«

»Meinetwegen, dann können wir uns den Knaben wenigstens einmal anschauen.«

»Vergiß nicht, daß wir nur zum Beobachten da sind. Gegen Braddock liegt nichts vor, und wir verlassen uns auf die Aussage eines nicht vernehmungsfähigen Zeugen, der eine Riesenbiene gesehen haben will. Bisher sehe ich noch keine Verbindung, die einen Einsatz unsererseits gerechtfertigt hätte.«

»Ich habe dich nur gewarnt.«

»Klar kenne ich deine Motive. Du willst nur die Nacht so rasch wie möglich hinter dich bringen. Okay, ich mache dir einen Vorschlag. Wenn Braddock das Licht ausschaltet, warten wir noch fünf Minuten und verziehen uns dann.«

»Einverstanden.«

Vielleicht hätte ich den Vorschlag nicht machen sollen. Auf jeden Fall löschte Braddock kurz nach Sukos Antwort das Licht. Auch die letzte Lichtquelle verschwand.

Der Chinese lachte und rieb sich die Hände. »Auf geht's, mein lieber John. Wir können verduften.«

»Fünf Minuten noch.«

»All right, die gebe ich dir.« Suko winkelte demonstrativ seinen Arm an und schaute auf die Uhr.

Auch ich war müde. Die Hockerei im Wagen schläfert ein, da kann man nichts gegen machen. Einige Male gähnte ich voll durch und reckte mich auch, bis sich Suko steif hinsetzte. »Was hast du?«

Der Chinese wedelte mit der Hand. »Sei mal still, John, ich habe was gehört.« Plötzlich war mein Freund hellwach. Nichts mehr von Müdigkeit. Er stieß den Wagenschlag auf und schwang sich nach draußen. Neben dem Bentley blieb er lauschend stehen, wobei er seinen Kopf nach vorn neigte.

Wenn Suko so reagierte, lag etwas im argen. Ich zog den Zündschlüssel ab und verließ den Bentley ebenfalls. Über die Kühlerhaube hinweg schauten wir uns an. »Was war denn?«

»Ein Schrei. Da, wieder!«

Suko hatte sich nicht getäuscht. Auch ich vernahm den dünn klingenden Schrei, der in der herrschenden Stille jedoch deutlich zu vernehmen war. Allerdings konnten wir nicht feststellen, ob er von einem Mann oder einer Frau ausgestoßen worden war.

Die Richtung lag auf der Hand. Wenn wir die Ursache herausfinden wollten, mußten wir nach links, wo ein Garten die Grenze zur Straße bildete. Das dazugehörige Haus konnten wir nicht sehen, denn Obstbäume verdeckten die Sicht.

Während der Herfahrt hatten wir uns die Gegend so gut angeschaut, wie es eben ging. Aus diesem Grunde wußten wir auch von dem Haus, das dem des Bienenzüchters gegenüber lag.

»Sollen wir?« fragte Suko.

»Und wie!«

***

Im Bett lag eine Biene!

Linda Whiteside hätte es deutlich gesehen, es war keine Einbildung, das Riesentier existierte tatsächlich, und dieser Anblick machte sie fast wahnsinnig.

Sie konnte einfach nicht mehr aufhören zu schreien. Sie stand wie unter Strom, hatte die Arme leicht angewinkelt und die Hände zu Fäusten geballt, wobei ihr Gesicht knallrot angelaufen war, und der Mund weit offenstand.

Sie schrie und schrie!

Markerschütternd hallten die Schreie durch das Haus, drangen bis in den letzten Kellerwinkel und wurden natürlich auch von Sam Whiteside gehört.

Im ersten Augenblick war er zu überrascht, um reagieren zu können. Zudem hatte ihn der Schlaf wieder übermannt, doch als er die

gellenden Schreie vernahm, da zuckte er hoch, und seine Lippen formten automatisch den Namen seiner Frau.

Eine Antwort bekam er natürlich nicht, auch nicht, als er lauter rief, denn Lindas Schreie übertönten seine Stimme.

Keine Sekunde länger blieb Sam Whiteside liegen. Er rollte sich aus dem Bett, schlüpfte ebenfalls in seine Pantoffeln, stolperte fast über seine eigenen Beine und schwankte wie ein Betrunkener aus dem Zimmer, wobei er den Bund seiner Schlafanzughose festhielt, weil sie sonst über seinen Kugelbauch gerutscht wäre.

Die Tür hatte seine Frau offen gelassen: Er gelangte in die kleine Diele und sah Linda, wie sie sich überhaupt nicht mehr beruhigen wollte.

Ein Schritt brachte ihn zu ihr. An der Schulter riß er sie herum und starrte in ihr verzerrtes und tränennasses Gesicht. »Was ist los?« herrschte er sie an.

Jetzt überfiel Sammy auch eine gewisse Panik, denn er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Zudem fürchtete er sich irgendwie davor, das kleine Kinderzimmer zu betreten. Wenn Linda so reagierte, war sicherlich etwas mit Billy geschehen.

»Billy, was ist mit ihm? Ist er tot?«

Linda schüttelte den Kopf und schrie weiter. Sie hatte einen regelrechten Krampf bekommen. Dieses schrille Geräusch machte Sam noch wahnsinnig. Er schüttelte seine Frau stärker und wuchtete sie sogar zweimal gegen die Wand.

Das half.

Lindas Schreien ebbte ab. Ihr Mund klappte zu, die Augen wurden groß, und sie blickte ihren Mann an. »Was ist mit Billy? Rede doch, zum Teufel.«

»Er ist…er…«

»Tot?« Die Stimme des Vaters zitterte, als er dieses schreckliche Wort aussprach.

Linda schüttelte den Kopf.

»Was ist denn? Rede!« Jetzt brüllte auch der Mann.

»Sieh selbst nach. Du mußt ins Zimmer. In seinem Bett, da liegt, da liegt…«

»Was?«

Linda schluchzte auf. Sie brachte das Wort nicht über die Lippen.

Dem Mann blieb nichts anderes übrig, als dem Rat der Frau zu folgen und nachzuschauen.

Trotzdem beeilte er sich nicht, als er das Zimmer betrat. Das ungute Gefühl blieb. Seine Beine zitterten in Höhe der Knie, auch die. Finger bewegten sich unruhig. Er spürte genau, daß er bald mit irgend etwas Schrecklichem konfrontiert wurde und hatte eine immense Angst davor.

Auf Zehenspitzen trat er an das kleine Bett heran, beugte sich vor und schaute über das Gitter.

Seine Frau hatte geschrien. Vielleicht hätte er es auch getan, aber er brachte es einfach nicht fertig. Sein Hals war wie zugeschnürt.

Der Mann bekam keinen Ton hervor, er riß nur seine Augen auf und starrte auf das, was vor ihm lag.

Es war grauenhaft.

Nicht Billy, sein Sohn, hatte in dem Bettchen Platz genommen, nein, da lag ein anderes, ein schreckliches Wesen. Grausam und kaum zu beschreiben, weil es so etwas normalerweise nicht gab.

Eine Riesenbiene!

Deutlich sah er den Körper, aber er schimmerte in einer seltsamen Farbe. Das Grün stach ihm in die Augen, und er sah auch die großen Flügel, die wie dünnes Glas wirkten. Hinzu kamen vier überlange Beine und die beiden Fühler am Gesicht der Biene.

Als er seinen Blick weitergleiten ließ, sah er, daß der Körper etwa die gleiche Größe wie der seines kleinen Sohnes besaß. Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihm hoch und setzte sich auch in ihm fest.

Billy hatte sich verwandelt. Er war zu einer Biene geworden!

Darüber mußte er erst einmal hinwegkommen, und es war verdammt schlimm, das zu begreifen.

Trotzdem wollte er es nicht glauben. Unendlich langsam drehte er sich um, wobei er seine Frau anschaute, die sich zitternd an den linken Türrahmen gelehnt hatte und vor lauter Entsetzen keinen Ton hervorbrachte, weil es unbegreiflich war, was sie da mit eigenen Augen sah.

»Ist er…?«

Linda Whiteside nickte.

»Aber wieso?« Plötzlich schrie Sammy. »Wieso ist Billy zu einer Biene geworden? Oder ist er das nicht? Wo ist er hin—wo…?«

»Ich weiß es doch nicht!« Linda brüllte die Worte mit tränenerstickter Stimme heraus. »Ich kann es dir nicht sagen, Sammy. Ich weiß nicht, was passiert ist.«

Sam Whiteside schlug sich gegen die Stirn. Er arbeitete in einer Firma, die Computer baute, und er hatte sich bisher immer für einen realistischen Menschen gehalten, der nur an die Technik und deren Erfolge glaubte, doch was er hier zu sehen bekam, das ging über seinen Verstand.

»Nein, nein, nein!« Sam schüttelte den Kopf, ging in der kleinen Diele im Kreis herum und schlug sich gegen die Stirn. Er öffnete den Mund, um noch mehr zu sagen, nicht ein Wort drang mehr aus seiner Kehle, denn wie Linda hatte auch er das seltsame Geräusch gehört, das aus dem Kinderzimmer drang.

Es war ein gefährliches Brummen. Erst leise, dann immer lauter

werdend und dazwischen mit hohen Tönen untermalt.

Das Ehepaar starrte sich an. Jeder dachte wohl das gleiche, aber keiner von ihnen wagte es auszusprechen.

»Da stimmt was nicht!« hauchte die Frau und zitterte.

Ihr Mann hatte sich besser gefangen. Er wollte es genau wissen, drehte sich scharf um und schritt auf das Zimmer zu. Noch auf der Schwelle stehend, sah er das, was sich verändert hatte.

Es war schlimm.

Die Biene schwebte über dem Bett!

Zunächst wollte es Sammy kaum begreifen. Seine Augen wurden noch größer, sie weiteten sich in einer kaum zu beschreibenden Panik, als er die Riesenbiene sah, die über dem Bett und in der Luft stehenblieb, wobei ihre übergroßen Flügel sich zitternd bewegten. Sie wirkte irgendwie plump, aber der Mann konnte sich vorstellen, daß dies nur eine Täuschung war. Sicherlich war sie ungemein schnell.

Das bewies sie auch.

Plötzlich drehte sie sich auf der Stelle und stieß gedankenschnell vor.

Linda reagierte zuerst. Sie zuckte zur Seite, wäre auf dem Teppich fast noch ausgerutscht, so daß sie gegen die Wand fiel und sich erst dort fangen konnte.

Sammy Whiteside aber blieb wie erstarrt stehen. Nur sein Mund zuckte, ansonsten schien er eingefroren zu sein und Blei in den Beinen zu haben.

Er sah zwei Augen. Sie kamen ihm übergroß vor, und er glaubte, darin so etwas wie Angriffswut und Haß zu lesen. Unwillkürlich drängte sich bei ihm der Vergleich mit einer tödlichen Zigarre auf, und er dachte auch daran, wie er die Biene abwehren konnte.

Zu spät, denn sie griff an.

Obwohl sie so plump wirkte, war ihr Angriff mit den Augen kaum zu verfolgen. Er kam blitzschnell, sie stieß hart vor und schoß raketengleich auf den schreckensstarr dastehenden Mann zu.

Sammy versuchte, seinen Kopf zur Seite zu nehmen, das gelang ihm nicht mehr, er kam sich vor, als hätte man seine Füße auf den Boden festgeklebt. Er war absolut unbeweglich.

»Sammmmyyy!« Seine Frau schrie, doch er konnte keine Antwort mehr geben, die Biene war über ihm.

Plötzlich spürte er sie im Gesicht. Die vier Beinen hakten sich in seiner Haut fest, das Summen steigerte sich in Nähe seiner Ohren zu einem wahren Orkan, die beiden Flügel schlugen vor seinen Augen in einem wilden, zuckenden Rhythmus, er spürte den Druck des Körpers im Gesicht und wankte zurück.

Die Wand hielt ihn auf.

Linda rief wieder den Namen ihres Mannes, doch der konnte nicht mehr antworten, denn die Biene stach zu.

Sie hatte sich auf seinem Gesicht gedreht. Eines ihrer Beine stach in Sammys linkes Auge, das er glücklicherweise kurz zuvor in einem Reflex geschlossen hatte, und dann spürte er den Einstich zwischen Hals und Kiefer.

Zu einem Schrei kam er nicht mehr, weil ihm das Gewicht der Biene den Mund verschloß. Das Brennen im Hals steigerte sich, es wurde zu einer regelrechten Flamme, die sich ausbreitete und ihm vorkam, als wollte sie ihn fressen.

Es war schlimm.

Mit dem Stich rann auch die Kraft aus dem Körper des Mannes, er fühlte sich so seltsam beschwingt und hatte das Gefühl, als würden seine Füße vom Boden abheben.

Langsam sank er zusammen.

Das Summen der Biene kam ihm vor wie Musik. Weich, melodiös, und es begleitete ihn dorthin, von wo es keine Rückkehr mehr gab. Irgendwie glaubte er noch, das Schluchzen seiner Frau zu hören, sie schrie auch Sammys Namen, doch der Mann befand sich nicht mehr in der Lage, irgend etwas zu erwidern.

Das andere war stärker, zwang ihn zu Boden und hinein in den Schacht des Todes.

Obwohl Linda es nicht hundertprozentig wußte, glaubte sie dennoch daran, daß ihr Mann nicht mehr am Leben war. Sie sah ihn an der Wand herabrutschen und merkte auch, daß seine Arme kraftlos nach unten fielen.

Nein, Sammy lebte nicht mehr!

Tot, tot! Hämmerte es in Lindas Gehirn. Zuerst der Sohn, jetzt der Mann, und die Biene existierte noch immer.

War sie nun auch an der Reihe?

Der schwere dumpfe Fall unterbrach ihre Gedanken. Sammy war auf den Boden geschlagen. Er zuckte noch einmal, sein Kopf fiel zur Seite, Linda sah die Schwellung an seinem Hals und bekam mit, wie die Augen starr und glanzlos wurden.

So blieben sie auch, und sie starrten Linda an wie zwei leblose Murmeln.

Die Biene aber schüttelte sich, als hätte sie einen Schlag abbekommen. Sie kreiste einmal durch die Diele und stieß dann auf den Mann nieder, um ihren Saugrüssel in die Bißwunde zu stecken.

Linda war viel zu entsetzt, um klar denken zu können. Jetzt hätte sie eine Fluchtchance gehabt, aber sie blieb und schaute dem Treiben der Mörderbiene zu.

Das Rieseninsekt trank Blut.

Ja, es schlürfte das Blut des Mannes und ernährte sich davon, wobei sie noch Kraft tankte.

Schaurig sah dies aus, und Linda Whiteside schüttelte sich. Sie fror

und schwitzte in einem, schreckte aber zusammen, als die Biene ihren Rüssel wieder aus der Wunde hervorzog und mit schwirrenden Flügeln in die Luft stieg.

Abermals summte sie, und Linda kam der schreckliche Verdacht, daß dieses Summen das Vorzeichen eines Angriffs war, der ihr allein gelten sollte…

***

Wir liefen durch fremder Leute Gärten.

Der Schrei hatte sich ein paarmal wiederholt und uns auch bewiesen, daß wir keiner Täuschung erlegen waren. Es war kein einfacher Weg, denn wir mußten über Beete springen, an einem kleinen Teich vorbei, wichen Stangenbohnen aus und liefen durch ein Feld mit Sommerblumen, das wir einfach zu spät entdeckt hatten.

Suko und ich blieben auf gleicher Höhe und behielten auch die Hausfassade im Auge. Es war ein alter Bau, den wir da zu sehen bekamen, zwei Stockwerke hoch, wenn man das Dach mitzählte.

Schließlich fanden wir einen schmalen plattierten Weg, der direkt auf die Rückseite des Hauses zustieß. Er endete dort, wo eine Außentreppe zum Keller führte und zum Garten hin durch ein Geländer gesichert war.

Suko stützte sich darauf ab und flankte hinüber. »Ich schaue mal an der Tür nach«, sagte er in den Aufprall seiner Füße hinein, wobei er meine Antwort erst gar nicht abwartete.

»Sie ist offen!«

Jetzt sprang auch ich über das Geländer, kam wuchtig auf und stützte mich an der Wand neben der Tür ab, wobei ich einen langen Arm machen mußte.

»Gib acht, John!« warnte mich Suko. »Die Tür ist ziemlich niedrig.«

Ich zog den Kopf ein. Das war gut, denn trotz dieser Bewegung paßte zwischen meinen Haaren und dem oberen Rahmen keine Handbreite mehr.

Suko stand bereits in einer Waschküche, die eine niedrige Decke aufwies, so daß ich den Kopf eingezogen lassen konnte. Die Wände waren kahl, aus diesem Grunde klangen unsere Stimmen auch hohl, wenn wir sprachen.

Mein Freund war nur schattenhaft zu erkennen. Er bewegte sich von mir weg.

Ich holte die kleine Bleistiftleuchte hervor, knipste sie an und erkannte in ihrem dünnen Strahl, daß sich der Chinese auf eine Tür zubewegte, sie aufzog und dahinter verschwand.

Ich folgte ihm rasch.

Beide standen wir in einem Kellergang. Auch hier war die Decke wieder niedrig. Die Wände waren wohl mal weiß gewesen. Jetzt

allerdings zeigten sie eine schmutzige, graue Farbe, und ich sah auch zittrige Spinnweben im Schein meiner Lampe.
Wir schritten den Gang entlang auf eine Treppe zu. Rechts und links öffneten sich kleine Verliese, die mit allerlei Kram vollgestopft waren, der uns aber nicht sonderlich interessierte.
Eine Steintreppe führte nach oben. Suko stieß die Kellertür auf, und wir gelangten in einen Hausflur.
Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür zur unteren Wohnung.
Eine alte Frau stand auf der Schwelle. Sie trug ein graues Nachthemd mit Blümchen und eine Schlafhaube auf dem Kopf.
Ihre Blicke waren fragend auf uns gerichtet, bis sich Angst in ihre Gesichtszüge stahl und sie die Tür hastig wieder zustoßen wollte.
Suko war schneller und stemmte sich mit der Hand dagegen.
»Gehen Sie!« keifte die Frau. »Ich rufe die Polizei. Bei mir gibt es nichts…«
»Wir sind von der Polizei«, sagte ich schnell. »Haben Sie so geschrien, Madam?«
»Nein, nein«, erwiderte die Frau hastig. »Das war oben. Die jungen Leute. Ich bin wach geworden.« Sie war völlig aufgelöst.
»Es ist schrecklich. Sie müssen sich gestritten haben. So etwas Schlimmes habe ich noch nie gehört.«
»Oben, sagten Sie?«
»Ja.«
»Ist die Tür offen?«
»Nein, sicherlich…«
»Haben Sie einen Schlüssel?«
»Ja, ich…«
»Dann holen Sie ihn rasch.«
»Sofort.« Die Frau verschwand, während Suko und ich uns ansahen.
»Sieht nicht gut aus«, meinte mein Freund, wobei ich ihm recht geben mußte und dies durch ein Nicken unterstrich.
Momentan war es in der ersten Etage ruhig geworden, doch das hatte nichts zu sagen. Beide schielten wir die Treppe hoch, denn in uns hatte sich das ungute Gefühl ausgebreitet. Hoffentlich kam die alte Dame schnell zurück.
Sie erschien. »Es ist schrecklich«, sagte sie, »die jungen Leute waren immer so nett und haben mir…«
Ich nahm ihr den Schlüssel aus der Hand, während Suko bereits am ersten Absatz stand und seine Beretta gezogen hatte, die von der Frau angestarrt wurde wie ein Geist.
Rasch drängte ich mich an dem Chinesen vorbei, drückte noch einmal auf das Flurlicht und schob den Schlüssel in das Schloß der hellbraunen Wohnungstür.
Kaum hatte ich sie einen Spalt geöffnet, als wir Schritte hörten, dann

ein Wimmern und Schluchzen.
Ich rammte die Tür vollends auf.
Suko wischte an mir vorbei, stand in der kleinen Diele und sah den am Boden liegenden Mann als erster. Das Licht einer Deckenleuchte fiel auf sein Gesicht. Dem Ausdruck nach zu urteilen, gab es für uns keinen Zweifel, daß der Mann nicht mehr lebte.
Aber wer hatte geschrien?
Es mußte eine Frau gewesen sein, und wir hörten jetzt ihre grelle Stimme hinter einer verschlossenen Tür.
Sofort stieß der Chinese die Tür auf. Unser Blick fiel in ein Schlafzimmer, zwei zerwühlte Betten rechts von uns und links sahen wir die fast nackte Frau, die sich mit ihrem Rücken gegen einen Schleiflackschrank gepreßt, die Augen verdreht und die Arme zur Abwehr halb hochgerissen hatte.
Diese Frau verging fast vor Angst, und das hatte seinen Grund.
Etwa eine halbe Armlänge vor ihr, genau in Gesichtshöhe, schwebte eine babygroße Biene!

***

Ich muß ehrlich gestehen, daß wir damit wohl beide nicht gerechnet hatten. Wir hatten viel erwartet, das jedoch nicht, und plötzlich bekam die Aussage des unbekannten Zeugen ein völlig anderes Gewicht. Er hatte sich nicht getäuscht und auch nicht gelogen. Die Biene existierte tatsächlich, und sie existierte in dieser Größe, was mir persönlich unbegreiflich war.
Suko erging es nicht anders. Auch sein Gesicht zeigte eine gewisse Starre, die darauf hindeutete, daß er ebenso perplex war wie ich. Auch dachte ich an den Mann in der Diele. Wahrscheinlich war er von der Biene getötet worden, die damit bewiesen hatte, wie gefährlich sie letztendlich war.
Das Krachen eines Schusses unterbrach meine Gedanken. Suko hatte gefeuert und getroffen.
Die geweihte Silberkugel aus der Beretta hieb genau in die Mitte des Bienenkörpers und riß dort eine tiefe Wunde, aus der seltsamerweise ein fingerdicker Blutstrahl sprudelte.
Die Mordbiene taumelte. Sukos Silberkugel hatte sie geschwächt, zudem verlor sie Blut. Die Wucht des Kugeleinschlags driftete sie zur Seite, hastig bewegte sie die gläsern wirkenden Flügel, und ihr Brummen steigerte sich zu einem wilden, gefährlichen Geräusch.
Dann klatschte sie gegen den Schrank. Noch immer pulsierte Blut aus der Wunde. Es benetzte die Flügel und wurde als roter Regen durch das Zimmer geschleudert, wobei es auf dem Teppich und auf den Wänden ein makabres Muster hinterließ.
Es war entsetzlich, und wir standen als stumme, aber kampfbereite

Beobachter dabei und schauten ihrem Todeskampf zu.
Die Biene schaffte es nicht. Unsere Kugel war stärker als sie.
Zwar versuchte sie, vom Boden hochzukommen und durch das offenstehende Fenster zu entwischen, doch ihre Kraft reichte nicht mehr aus. Als hätte man ihr die Flügel abgeschnitten, so sackte sie nach unten und fiel zu Boden, wobei sie wegen ihrer Größe und Schwere noch einen dumpfen Aufschlag produzierte.
Sekundenlang war es ruhig, nur unser Atmen durchdrang die Stille. Bis die Frau einen Namen rief.
»Billy…Billy…« Es war ein leises, wehes Rufen, das mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte, und ich glaubte, daß sie mit Billy den Mann draußen meinte, was jedoch ein Irrtum war, wie ich bald darauf auf eine schreckliche Art und Weise feststellen mußte.
Die junge Frau befand sich erst einmal in Sicherheit. Um sie konnten wir uns später kümmern. Wichtiger war jetzt die von uns getötete Biene, denn sie begann, sich auf erschreckende Art und Weise zu verändern, wobei uns das Austrocknen des Körpers und dessen Zusammenfall nicht einmal so interessierte, wichtiger war der Kopf.
Er wurde zu einem Gesicht.
Suko stieß scharf die Luft aus, als er das sah ging er blitzschnell einen Schritt zur Seite, so daß er sich selbst zwischen die Frau und die Biene brachte.
Das war auch nötig, denn die entstandenen Gesichtszüge glichen denen eines Kindes, ja, eines Babys.
Verzerrt, qualvoll und dennoch irgendwie uralt wirkend. Ein schauriges Bild, das nur Sekunden blieb, dann begann eine unheimliche innere Kraft zu wirken. Sie zerstörte das Gesicht, von dem ein grünlich brauner Staub zurückblieb, der sich in nichts von dem unterschied, den auch der übrige Teil des Tierkörpers hinterlassen hatte.
Das Killerinsekt war tot — aber um welchen Preis.
Ich glaubte mich zu erinnern, von der Diele her durch die offene Tür in ein Kinderzimmer geschaut zu haben, und in mir keimte ein grauenvoller Verdacht hoch. Konnte es möglich sein, daß die Biene und ein Kind eine Verbindung eingegangen waren?
Ich wischte hastig über mein schweißfeuchtes Gesicht und hörte mein Herz überlaut klopfen. Wenn das tatsächlich zutraf, standen wir vor einer grauenvollen Sache. Zwangsläufig beschäftigten sich meine Gedanken mit einem Fall, bei dem ich einen Mann kennengelernt hatte, der sich Jason Kongre nannte und Experimente durchführte, die sich mit Tieren und Menschen beschäftigten. Ihm war es gelungen, Mutationen zwischen Tieren und Menschen herzustellen, so daß Menschen mit Insektenköpfen herumliefen und umgekehrt.
Auch mich hatte es erwischt. Nur durch Sukos ungeheuren Einsatz

war ich überhaupt wieder in einen normalen Menschen verwandelt worden.[1]

Hier sah es ähnlich schlimm aus, wie wir mit Entsetzen hatten feststellen können.

Suko schaute mich an. Niemand sprach. Wahrscheinlich quälten ihn ähnliche Gedanken wie mich.

Die Frau schluchzte leise. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf. Ich fand, daß es gut war.

Schritte auf der Treppe störten uns. Sie klangen seltsam dumpf und waren auch langsam. Meiner Ansicht nach konnte nur die alte Frau hochkommen.

Schnell verließ ich das Zimmer und fing sie noch an der Tür ab.

Sie hatte soeben die letzte Stufe hinter sich gelassen. Ihr Gesicht zeigte eine gelbliche Blässe, der Mund zitterte, als sie fragte:

»Was ist denn geschehen, Sir?«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, Madam, aber Sie müssen jetzt die Nerven bewahren.«

»Ist jemand verletzt?«

»Schlimmer.«

Angst vor der Wahrheit stahl sich auf ihr Gesicht. Die Lippen formten das nächste Wort aus drei Buchstaben, doch sie sprach es nicht aus, sie konnte es einfach nicht und sah nur mich an. Ich nickte.

Dann senkte die Frau den Kopf. »Tot«, flüsterte sie. »Himmel…wer ist es denn?«

»Der Mann.«

»Mr. Whiteside. Aber um Gottes willen, wieso? Und was ist mit dem Baby geschehen?«

Als sie diese Frage stellte, hatte ich eine endgültige Gewißheit bekommen, aber ich gab keine Antwort, sondern streckte den Arm aus, und die Frau verstand die Geste.

»Ja, ich gehe schon, Sir. Es ist wahrscheinlich besser, wenn ich nicht hier oben bin.«

»Falls wir sie brauchen, werden wir sie rufen.«

Die alte Frau umklammerte den Handlauf des Geländers und schob sich förmlich die Treppe hinunter. Ich wollte ihr behilflich sein, stellte allerdings fest, daß sie es auch von allein schaffte.

Ich wandte mich wieder ab, ging zurück in das Schlafzimmer und sah, wie Suko der Frau einen Morgenmantel reichte, den sie sich um ihren zitternden Körper schlang. »Kommen Sie«, sagte der Chinese. »Wir müssen uns mit Ihnen unterhalten.«

Die Frau hob den Blick. »Wer sind Sie?«

Als sie die Antwort hörte und vernahm, daß wir von der Polizei waren atmete sie auf. Wir erfuhren auch ihren Namen. Sie hieß Linda Whiteside, ihr Mann war Sam, und der tote Sohn hatte auf den Namen

Billy gehört.

Gemeinsam stützten wir Linda Whiteside, als wir durch den Korridor gingen. Wir wollten nicht, daß sie ihren toten Mann anschaute, sie sah ihn trotzdem und bekam wieder einen Weinkrampf. Dazwischen verstanden wir die schluchzenden Worte. »Gestochen, sie hat ihn gestochen. Am Hals.«

Das war deutlich zu sehen, denn dort hatte sich eine dicke Schwellung ausgebreitet, über die winzige Blutfäden in feinen Rinnsalen liefen. Auf die Küchentür schoben wir die völlig fertige Frau zu und nahmen dann in dem kleinen Raum Platz. Eine Stofflampe brannte über dem Tisch, an dessen vier Seiten jeweils ein Stuhl stand.

Linda Whiteside hatte ihre Hände gegen die Wangen gepreßt und beide Ellenbogen aufgestützt. Das Haar hing ihr wirr in die Stirn.

Sie sah mir nicht danach aus, als wäre sie vernehmungsfähig.

Vielleicht sollte man einen Arzt rufen. Andererseits drängte die Zeit. Ich erkundigte mich nach Beruhigungstabletten. Leider hatte sie keine im Haus.

»Aber Brandy«, sagte sie flüsternd. »Die Flasche steht da drüben im Schrank.«

Suko holte sie. Er brachte auch ein Glas mit. Mich schaute er fragend an, und ich schüttelte den Kopf. Nein, ich brauchte keinen Alkohol, dafür schenkte ich Linda Whiteside ein und reichte ihr das Glas. »So, trinken Sie.«

Sie nahm es dankend entgegen und nickte. Mit beiden Händen mußte sie das Glas halten, und doch zitterte sie so stark, so daß sie fast etwas verschüttet hätte.

Sie verschluckte sich auch, trank noch einmal, dann lehnte sie sich zurück und starrte ins Leere, wobei ihre Hände flach auf der Tischplatte lagen.

»Tot«, hauchte sie nach einer Weile.

»Sie…sie sind beide tot. Ich…ich…bin allein…«

Ihre Worte gingen mir durch und durch. Sie schnitten in mein Herz, und ich mußte schlucken. Was sollte ich sagen? Konnte man diese Frau, die soviel Schweres durchgemacht hatte, überhaupt trösten? Ich glaubte es nicht. Jedes Wort, war es auch noch so gut gemeint, wäre fehl am Platze gewesen. Wieder einmal verfluchte ich innerlich das Schicksal, das vor nichts Halt machte und so grausam und unerbittlich sein konnte, wie wir es eben wieder erlebt hatten.

Und doch konnte ich sie nicht in Ruhe lassen. Ich mußte ihr Fragen stellen, denn ich war mir sicher, daß es nicht nur eine Biene von dieser Größe gab. Wenn mehrere existierten, mußten wir eine Spur aufnehmen und die Insekten finden. Ferner dachte ich auch an den schräg gegenüber wohnenden Shawn Braddock.

Seine Nachtruhe würden wir sicherlich stören müssen.

»Sie können sich denken, Mrs. Whiteside, daß wir einige Fragen haben. Ich weiß natürlich, wie Ihnen zumute ist, aber wir müssen diesen Fall aufklären, bevor die Killerbienen noch mehr Unheil anrichten können. Verstehen Sie das?«

Sie nickte, war aber nicht bei der Sache. Wahrscheinlich hätte sie auch so reagiert, wenn ich ihr vorgeschlagen hätte, aus dem Fenster zu springen.

»Können Sie vielleicht der Reihe nach berichten, wie alles gekommen ist, Mrs. Whiteside?«

»Ich…ich werde es versuchen.«

»Bitte sehr, allerdings nur, wenn es Ihnen nicht zu schwerfällt.«

Sie strich mit fünf gespreizten Fingern durch ihre Haare. »Ich weiß ja, was auf dem Spiel steht, und Sie müssen Ihren Job tun, und ich…« Linda stockte wieder und bat um ein Taschentuch.

Sie bekam meins.

Linda Whiteside trocknete die Tränen in ihren Augenwinkeln und schnäuzte die Nase. Dann knüllte sie das Taschentuch zusammen und behielt es in der Faust. »Es…war so plötzlich«, begann sie stockend zu berichten. »Ich hörte ein Geräusch und versuchte, meinen Mann zu wecken…«

Wir lauschten ihrer Geschichte. Zu Anfang redete sie noch ein wenig abgehackt, im Laufe der Zeit drangen die Worte flüssiger über ihre Lippen, und wir erfuhren die gesamte entsetzliche Wahrheit. Sie war ungeheuerlich, und natürlich hatten wir noch einige Fragen.

»Haben Sie vielleicht gesehen, daß Ihr Sohn von einer Biene gestochen worden ist?«

»Nein, das nicht.«

»Sie haben also nichts bemerkt. Weder am Tag noch in der Nacht.«

»So ist es, Sir.«

Suko hatte die nächste Frage. »Sie wissen ja, wer Ihnen gegenüber wohnt und arbeitet?«

»Meinen Sie Mr. Braddock?«

»Ja, den Imker.«

»Aber der würde so etwas nie zulassen, glauben Sie mir. Shawn Braddock ist ein netter Mensch, immer freundlich, und er lebt und forscht nur für seine Bienen.«

»Forschen auch?« warf ich ein.

»Ja, er züchtet, er will ganz besondere Bienen…« Ihre Stimme versagte. Plötzlich wurde ihr bewußt, was sie da erzählt hatte, und mit einem Ruck sprang sie in die Höhe. »Braddock!« zischte sie. »Er hat es also geschafft. Er ist in Wirklichkeit der Mörder. ER!« Sie schrie und wollte wegrennen, doch Suko hielt sie am Oberarm fest, so daß sie nicht von der Stelle kam.

»Lassen Sie mich!« kreischte sie und schlug mit der freien Hand um

sich, während sie gleichzeitig ihren Körper nach hinten warf, um sich frei zu zerren. »Ich will ihn töten. Ich will das verdammte Schwein umbringen…«

Gegen Sukos Kraft kam sie nicht an. Der Chinese zog die Frau wieder zurück. »Sie schaffen es nicht, Mrs. Whiteside. Sie laufen in Ihr Unglück. Er wird Sie töten.«

»Na und? Was macht das schon! Jetzt, wo die anderen nicht mehr da sind. Mein Leben hat keinen Sinn mehr, verstehen Sie?« Sie ließ sich schwer auf den Stuhl fallen.

»Man wirft das Wertvollste nicht so einfach weg, Mrs. Whiteside«, sagte ich.

Sie lachte nur hart. »Sie haben leicht reden, denn Sie haben nicht das hinter sich, was ich durchgemacht habe.«

Da gab ich ihr recht, aber das konnte ich ihr nicht sagen.

Außerdem wollte ich mehr wissen.

»Reden wir von Braddock«, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf. »Was ist mit ihm los?«

»Es ist ein alter Mann.«

»Und besessen?«

Linda schaute mich aus ihren rotgeweinten Augen an. »Ja, so kann man es auch nennen. Besessen, einfach besessen von seiner Arbeit, das ist es.«

»Wie lange wohnt er schon hier?« wollte Suko wissen.

»Keine Ahnung. Vielleicht immer? Als wir hier vor zwei Jahren einzogen, da züchtete er seine Bienen.«

»Und es hat nie irgendwelche Überfälle gegeben?«

Linda schaute Suko an. »Nein, das hat es nicht. Die Bienen waren immer ruhig, sofern man sie als ruhig bezeichnen kann. Außerdem ließ er an seine Bienenstöcke keinen heran, da war er sehr eigen. Nur hin und wieder einmal ging er mit einem Besucher, und den mußte er schon gut kennen, wie meinen Mann.«

»Er war also bei Braddock?«

»Ja.«

»Und hat er sich nach dem Besuch irgendwie verändert gezeigt?« wollte ich wissen.

Linda Whiteside schüttelte den Kopf. »Nein, er war so wie immer.«

»Da hat sich nichts getan.«

So kamen wir auch nicht weiter. Ich sah es Sukos Gesicht an, daß er das gleiche dachte wie ich, und er nickte mir zu. Für uns wurde es Zeit, daß wir Braddock einen kleinen Besuch abstatteten.

Aber wohin mit Linda Whiteside?

»Wollen Sie vielleicht zu der älteren Dame gehen?« schlug ich der Witwe vor.

Sie kam nicht dazu, mir eine Antwort zu geben, denn aus der kleinen

Diele vernahmen wir seltsame Geräusche.
Ein tiefes Brummen und Summen, als wären zahlreiche Bienen dort versammelt.
Suko und ich jagten von unseren Stühlen hoch und sprinteten auf die Tür zu. Vor der Schwelle noch stießen wir zusammen und blieben gebannt stehen, denn was sich vor unseren Augen abspielte, war unglaublich und unwahrscheinlich.
Die Stelle am Hals, wo der Mann von der Biene gebissen worden war, hatte sich verändert. Sie war noch roter geworden und besaß die Größe eines Fußballs.
Allerdings war dieser »Fußball« aufgeplatzt, und aus ihm strömten zahlreiche Bienen, die den Toten in einem wirren Flugreigen umtanzten…

***

Mit schleichenden Schritten bewegte er sich durch sein Haus und rieb dabei seine faltigen Hände. Endlich hatte er es geschafft.
Seine Bemühungen hatten sich gelohnt, die Arbeit war nicht umsonst gewesen und alle diejenigen, die Shawn Braddock ausgelacht hatten, wurden eines Besseren belehrt.
Es gab die Mörderbienen!
Damit war wohl ein alter Traum in Erfüllung gegangen, von dem Shawn Braddock nie gelassen hatte. Es war nicht leicht gewesen, das Ziel zu erreichen. Zehn Jahre seines Lebens hatte er gebraucht, um die Bienen zu züchten, und er hätte es nicht geschafft, wenn ihm nicht jemand zu Hilfe gekommen wäre.
Diese Hilfe bestand aus einem Buch.
Braddock hatte alles über Bienen gesammelt, was es in der Literatur gab, aber das Buch war in den großen öffentlichen Büchereien nicht zu finden gewesen. Er hatte es bei einem Trödler in Amsterdam auf dem Flohmarkt entdeckt. Niemand kümmerte sich um den Wälzer, der auf seinem harten lederartigen Umschlag eine stilisierte Biene zeigte, und gerade dieses Bild war dem Suchenden besonders ins Auge gesprungen.
Natürlich hatte er das Buch erworben, zu einem Spottpreis, wenn man bedachte, wie brisant sein Inhalt war und wie er ihm weitergeholfen hatte.
Wieder in London und in seiner Wohnung hatte er studiert.
Nächtelang saß er über die Seiten gebeugt und las. Er lernte Geschichten kennen, die sich mit der Bienenmagie beschäftigten und die man nur in Verbindung mit Menschenblut sehen durfte.
Geheime Rezepte waren aufgeschrieben worden, zu denen Braddock bestimmte Ingredienzien benötigte, die er sich in mühevoller Suche zusammenholte.

Er braute die Rezepte, kochte, destillierte und erschuf das gefährliche Bräu, das er eines guten Tages der Bienenkönigin als Nahrung gab. Sie war verrückt danach, schleckte das Zeug und wurde wie von Sinnen, als hätte ein Mensch Aufputschpillen geschluckt.

In einem kleinen dünnmaschigen Käfig lebte die Bienenkönigin, und dort ließ Braddock sie auch, aber er beobachtete sie.

Die Biene wuchs.

Fast konnte er dabei stehenbleiben und zusehen, wie sie an Körpergröße gewann. Aus der normalen kleinen Biene wurde ein regelrechtes Monstrum, fast so groß wie ein Mensch.

Braddock wurde fast verrückt vor Freude. Er wollte es kaum glauben, und er wiederholte seinen Versuch an den normalen Arbeitsbienen.

Nur zwei hatte er genommen, die mußten reichen, denn er wußte nicht, wo er all seine Insekten unterbringen sollte. Zudem erinnerte er sich an die Worte aus dem Buch, daß die verwandelten Bienen, die einmal den unheimlichen Keim in sich trugen, ihn auch weitergaben, so daß es zu einer gewaltigen Kettenreaktion kommen konnte.

Auch diese beiden Bienen waren von seinem Gebräu angetan gewesen. Sie hatten es mit einer wahren Hingabe aufgeschleckt und zu sich genommen, und die waren ebenfalls gewachsen.

Allerdings wurden sie nicht so groß wie die Königin. Das mußte wohl damit zusammenhängen, daß die Königin eben etwas Besonderes war. Ihre Arbeitsbienen erreichten nur die Größe von Kleinkindern.

Auch so waren sie gefährlich genug, und dann hatte Braddock das Experiment gestartet.

Beide Arbeitsbienen ließ er frei.

Das Gebräu hatte die Bienen nicht nur größer werden lassen, sondern auch aggressiver gemacht. Braddock wußte, daß die Insekten auf Angriff programmiert waren. Ob Menschen oder Tiere, da gab es nichts, was sie ausgelassen hätten, und Braddock wartete fieberhaft auf einen Erfolg.

Den schien es gegeben zu haben, denn durch Zuträger hatte er erfahren, daß eine seiner losgeschickten Bienen von einem Menschen gesichtet worden war. Das Rieseninsekt hatte den Mann angegriffen, allerdings war er entkommen und zu einem gefährlichen Zeugen geworden. Eine kleine, jedoch schwerwiegende Panne, wie der Züchter fand. Sein Plan, seine Arbeit war zu früh entdeckt worden. Von der zweiten, losgeschickten Biene hatte er nichts mehr gehört. Es war auch so ruhig geblieben, von der Polizei war er nicht belästigt worden, trotzdem wollte er sein Haus aufgeben.

Er hatte nicht vor, zu fliehen, nein, das war keine Flucht, sondern nur eine Umorientierung des Plans. Was er eigentlich erst in Tagen hatte machen wollen, verlegte er jetzt vor.

Shawn Braddock wollte mit seinen Mörderbienen der Stadt London

einen Besuchabstatten.

Darauf lief alles hinaus. Wie tödliche, lebende Raketen sollten die Bienen aufräumen, und er wollte sich an der allgemeinen Panik ergötzen.

Rasch hatte er noch Experimente durchgeführt. Zusammen mit der großen Königin besaß er jetzt fünf Killerbienen. Vier waren nur unterarmgroß, aber sehr gute Helfer, denn wer von den Bienen gebissen wurde, der trug selbst den Keim in sich.

Zudem befanden sich noch zwei Bienen in Freiheit. Also konnten bald sieben unterwegs sein.

Shawn Braddock hatte zeit seines Lebens immer auf dem Sprung gelebt. Er war von seinen Kollegen ausgelacht und als Spinner abgetan worden und hatte sich deshalb so etwas wie eine Rückendeckung geschaffen. Wenn es sein mußte, dann konnte er ein Haus oder eine Wohnung von einer Stunde zur anderen verlassen.

So war es auch in diesem alten Haus, das er gemietet hatte.

Allerdings tat es ihm sehr leid, den Schlupfwinkel verlassen zu müssen, denn er hatte sich in diesem Haus wohl gefühlt, denn allein der Keller war das Mietgeld wert gewesen.

Was hatte er dort experimentieren können, nachdem er die Räumlichkeiten so umgebaut hatte, wie er es für richtig hielt. Da stand alles an seinem Platz, und er hoffte, daß er irgendwann einmal in das Haus zurückkehren konnte, als wahrer Meister und König, den alle anerkannten.

Noch war es nicht soweit. Erst einmal mußte er flüchten, denn das Vorhandensein der Bienen würde Aufsehen erregen. Zum Glück hatte sich nur ein Zeuge gemeldet, aber es würden sicherlich mehr werden und die Aussage des ersten Zeugen erhärten.

Am Hintereingang stand sein Wagen.

Es war ein LKW mit geschlossener Ladefläche, der auch als Kühlwagen hätte durchgehen können, doch auf der Ladefläche sah es etwas anders aus. Da hatte Braddock in weiser Voraussicht bereits vor Monaten einiges umbauen lassen. Wände mit Honigwaben und Blut teilten die Ladefläche auf. Dazwischen war der Raum in vier Käfige aufgeteilt worden. Einen sehr großen für die Königin und drei kleine für die veränderten Arbeitsbienen.

Zudem blieb noch zwischen dem Einstieg und dem Beginn der Käfige soviel Freiraum, daß sich der Meister dort bequem bewegen konnte.

In den letzten beiden Stunden hatte er eine fieberhafte Hektik an den Tag, beziehungsweise an die Nacht gelegt, denn die Uhr näherte sich langsam der mitternächtlichen Stunde. Der Wagen war so an die Tür gefahren worden, daß Braddock vom Haus aus direkt auf die Ladefläche steigen konnte.

Trotz seines relativ hohen Alters bewegte er sich noch erstaunlich

geschmeidig und flink. Die 60 hatte er fast erreicht. Sein Haar war im Laufe der Zeit weiß geworden. Einen Friseur kannte er nur vom Hörensagen, das Haar hatte er sich immer selbst geschnitten, wenn es nötig war, und dementsprechend sah die Frisur auch aus. So stufig, als wäre jemand mit einer Heckenschere daran entlanggegangen. An einigen Stellen berührte es die Schultern, an anderen wiederum ließ es den Nacken durchschimmern.

Nicht nur die Haare fielen bei Braddock auf, sondern auch die Hautfarbe. Sie erinnerte an einen Honigton. In der Tat aß der Mann sehr viel Honig, er wollte so sein wie seine Bienen, und er hatte auch an sich selbst Experimente durchgeführt, hatte sich von behandelten Bienen stechen lassen und etwas anderes gespürt als sonst. Er verstand sich plötzlich mit den Tieren und spürte eine Sucht nach dem Honig. Äußerlich zwar noch ein Mensch, aber innerlich fühlte er sich den Insekten zugeordnet.

Und er schaffte es, die gleichen Laute auszustoßen wie sie, so daß die Tiere von ihm verstanden wurden und er sich sogar als der verlängerte Arm ihrer Königin bezeichnete.

Braddock ging immer ein wenig geduckt, als hätte er vor irgend etwas Angst. Noch ein Überbleibsel aus früherer Zeit, als andere das Sagen hatten und nicht er.

Heute war es umgekehrt.

Noch einmal ging er zum Wagen. Durch die gespitzten Lippen saugte er die etwas kühlere Nachtluft ein. Seine Zunge huschte aus dem Mund, und ein Beobachter hätte auf ihr den ähnlichen gelben Schimmer finden können wie in seinen Pupillen. Er öffnete die Tür des Führerhauses und warf einen langen Blick in den Wagen.

Da war alles in Ordnung. Sogar der Schlüssel steckte. Einem schnellen Start stand nichts mehr im Wege.

Als das Geräusch der zuschlagenden Tür verstummt war, zuckte der Imker zusammen.

Er hatte etwas gehört. Einen Schrei, sehr dünn und auch sehr weit entfernt, aber durchaus wahrzunehmen.

Wer hatte geschrien?

Sofort dachte Braddock an seine beiden losgeschickten Bienen, und er begann hämisch zu kichern. Würden sie wieder angreifen und sich neue Opfer holen, damit der Kreislauf geschlossen wurde?

Er blieb für einen Moment stehen, und in seine Augen trat ein noch helleres Leuchten, ein seltsames Gelb, das mit dem einer Bienenfarbe übereinstimmte.

Er lauerte.

Wieder der Schrei. Trotz der weiten Entfernung hatte er das Entsetzen vernommen, und freudig rieb er sich die Hände. Ja, er konnte sich nichts anderes vorstellen. Das mußten einfach seine

kleinen Freunde sein, die da zuschlugen.

Sie würden stechen und das Blut der Menschen trinken, denn Menschenblut hatte sich auch in dem seltsamen Gebräu befunden, auf dessen Herstellung er so stolz war.

Die Killerbienen waren süchtig nach Menschenblut. Noch nie war es jemandem gelungen, diese Tiermutation zu züchten. Er, Shawn Braddock, war der erste, und er griff dorthin, wo in der Seitentasche seines Kittels das kleine, wertvolle Buch steckte, das er auf keinen Fall verlieren wollte und überall mit hinnahm.

Die Zeit drängte jetzt stärker. Noch war die Ladefläche leer, und er mußte die Bienen in ihre Käfige schaffen, sonst würde man ihn hier noch überraschen, denn sicherlich waren die Schreie auch von anderen vernommen worden, als nur von ihm.

Hastig drehte er sich um, drückte sich an der offenen Türhälfte vorbei und huschte die Kellertreppe hinab. Seine Sandalen klatschten auf die alten, schon leicht brüchigen Steinstufen, doch darum kümmerte er sich nicht im geringsten.

Wände hatten weichen müssen, um den Keller nach seinen Vorstellungen umzubauen.

Vor den Käfigen blieb er stehen. Unter der Decke befand sich eine Lichtschiene. Vier Lampen sorgten für die nötige Beleuchtung.

Den kleineren Käfigen gönnte er kaum einen Blick. In ihnen lagen die vier Arbeitsbienen auf dem Boden und rührten sich nicht mehr. Es war ein trügerischer Schlaf. Das Betäubungsmittel würde schon bald seine Wirkung verlieren und dann hielt sie nichts mehr.

Im mittleren und größten Käfig befand sich die Königin.

Eine gewaltige Biene, so groß wie ein Mensch und mit einem harten grünlich schillernden Panzer versehen, auf dem kleine, schwarze Härchen wuchsen, die sich auch bewegten und die zitterten, als die Biene in tiefem Schlaf lag.

Sie war ein Prachtexemplar. Die Flügel hatte sie zusammengelegt, und sie sahen aus wie zwei papierdünne, grünlich schimmernde Glasscheiben. Die Augen waren ebenfalls geschlossen. Seltsame Augen von einer unnatürlichen Weite und Größe. Sogar einen Rüssel besaß die Biene. Mit ihm schlürfte sie das Menschenblut, auf das sie so gierig war. Und er sah den Stachel, wenn er zur Seite ging. Ein Prachtexemplar, sehr spitz und ungemein gefährlich. Wenn die Biene damit zustach, konnte sie den Körper eines Menschen durchdringen.

Die Käfige waren abgeschlossen. Bevor Braddock den Schlüssel hervorholte, schaute er auf seine Uhr.

Ja, jetzt wurde es Zeit, denn sehr lange hielt das Betäubungsmittel nicht mehr vor. Dreimal würde er den Weg hin-und zurückgehen müssen, denn er konnte seine seltsamen Freunde nicht auf einmal tragen.

Shawn Braddock schloß die Käfigtür auf.
Er atmete schnell und hechelnd, als er die ersten beiden Bienen vor sich auf dem Boden liegen sah. Noch waren sie ruhig, aber es waren auch schlafende Bomben, die eine ungeheure Gefahr bringen konnten, von denen die Menschen nichts ahnten. Wenn die Bienen erst einmal zugestochen hatten, würde es zum Chaos kommen. Davon war Shawn Braddock fest überzeugt. Es war etwas mühsam für ihn, seine Freunde in die Höhe zu bekommen.
Er wollte ihnen auch nicht weh tun und transportierte sie vorsichtig durch den Keller.
Zwei konnte er tragen. Also mußte er den Weg doppelt gehen. Er klemmte sie jeweils unter die Arme und übte auch nur wenig Druck aus, denn er wußte über die Empfindlichkeit seiner Freunde.
Haus und Transportwagen bildeten einen fließenden Übergang.
Braddock stieg auf die Ladefläche und legte seine beiden Freunde in dem anderen Käfig nieder. Behutsam drückte er die Tür zu, wandte sich um und ging den Weg zurück.
Er holte die beiden anderen babygroßen Bienen, die ebenfalls noch unter dem Betäubungsmittel schliefen, und schaffte sie auch in den Lastwagen.
Blieb noch sie — die Königin!
Übergroß in ihrem Wuchs, herrlich anzusehen, wenn auch jetzt eine schlafende Königin von seltsam grün schillernder Haut und mit einem langen Rüssel versehen.
Sie brauchte Blut, sehr viel Blut, und Braddock wollte dafür sorgen, daß sie es auch bekam.
So lautlos wie möglich schloß er die Tür des Käfigs auf. Er wollte seine herrlichste Schöpfung nicht stören und bewegte sich deshalb nur auf Zehenspitzen. Seine Augen leuchteten, die Mundwinkel zuckten, die Zunge glitt über die Lippen, und auf seinem Nasenrücken lagen zahlreiche Schweißperlen.
Voller Ehrfurcht schaute er auf die Königin nieder. Ja, er hatte Ehrfurcht vor ihr, denn sie war etwas Besonderes, der Teil einer herrlichen Schöpfung, zu der alles gehörte. Menschen, Pflanzen, Tiere und deren Abarten, wie Braddock dachte.
Es bereitete ihm Mühe, die große Bienenkönigin hochzustemmen, denn wegen ihrer Größe war sie doch ein wenig unhandlich.
Zweimal setzte er an, dann endlich hatte er die Lage gefunden, die ihm ideal erschien, um die Biene zu transportieren. Er sprach leise auf sie ein, während sein Atem schwer ging und die letzten Yards fast zu einer Qual wurden.
Er kam in den Wagen und schwankte mit seiner Last. Wie ein Betrunkener stand er auf der Ladefläche, biß die Zähne zusammen und hielt sich nur mit Mühe.

Den größten Käfig hatte er bereits geöffnet, so daß er sich diese Mühe sparen konnte. Vorsichtig schaffte er sein magisch-biologisches Wunder hinter das Gitter und legte es dort zu Boden.

Er war froh, es hinter sich zu haben und wischte mit dem Ärmel seines Kittels den Schweiß von der Stirn.

Mit zitternden Beinen trat er zurück, verließ die Ladefläche und schloß die beiden Türhälften. Er holte auch einen Schlüssel hervor und drehte ihn herum.

Jetzt war er zufrieden.

Durch den Hintereingang huschte er wieder zurück in sein Haus und schloß die Tür von innen ab. In den Keller ging er nicht mehr.

Dort hatte er alles soweit leergeräumt. Aber er würde den Menschen in der Gegend noch ein besonderes Abschiedsgeschenk hinterlassen. Beim Gedanken daran begann er hohl zu kichern und bewegte seine Finger hektisch hin und her. Braddock lief quer durch das Haus und zog vorsichtig die Eingangstür auf.

Da war nichts zu sehen. Nur die Dunkelheit lastete unter den dicht belaubten Kronen der Bäume. Links von ihm, so ziemlich am Rand des Vorgartens, lagen die Bienenstöcke. Tausende von Tieren schwirrten in ihnen und produzierten den Honig, den er als Alibifunktion benutzte, denn offiziell lebte er vom Verkauf des Honigs.

Sein Kittel wehte, als er über den weichen Rasen hetzte. Am liebsten wäre er geflogen wie seine kleinen Freunde, doch das war ihm leider nicht vergönnt und würde wohl immer ein Traum bleiben.

Nicht alle Bienen würden ihr kleines Reich verlassen. Das war auch nicht nötig. Es reichte, wenn er zwei Bienenstöcke herausnahm und sie kurzerhand in den Garten schleuderte. Die Tiere sahen sich dann gestört und würden Menschen, die in sein Reich eindrangen, attackieren.

Jeder Imker zieht Schutzkleidung über, wenn er sein Bienenhaus betritt. Braddock verzichtete darauf. Die Bienen konnten ruhig stechen, ihm machte es nichts aus, er war dagegen immun, denn in dem alten Buch hatte er auch das Rezept für ein Gebräu gefunden, das so etwas bewirkte.

Er pfiff sogar leise vor sich hin, als er das Bienenhaus betrat, und seine Lippen zeigten dabei ein Lächeln. Das Summen und Brummen der Bienen war Musik in seinen Ohren. Er freute sich, wenn ihn die Insekten umschwirrten.

Er packte zwei Bienenstöcke und hatte sie kaum angehoben, als das Summen aggressiver wurde. Die Tiere fühlten sich gestört.

Sie umschwirrten den Imker, dem dies nichts ausmachte. Er fühlte sich wohl in seiner Haut, auch als die Bienen darüber wischten und mancher Stich traf ihn. Er war dagegen widerstandsfähig.

Nichts konnte ihn erschüttern.

Weit schleuderte er die Bienenstöcke in den Garten hinein, blieb für einen Moment stehen, sah, wie sie sich überschlugen und von dunklen, zitternden Wolken umschwirrt wurden, die immer andere Formen annahmen, von der Spirale bis zum rotierenden Kreis.

Es gab Alarmanlagen, die Einbrecher und Störenfriede von Häusern oder Grundstücken abhalten sollten. Die Methode, die er anwandte, war jedoch die beste.

Jetzt konnte seine Flucht nicht mehr aufgehalten werden. Beinahe provokativ langsam ging er wieder zurück, und er blieb plötzlich stehen, denn er hatte Stimmen gehört.

Auf einmal wurde sein Gesicht starr. Die Stimmen waren nicht mehr weit entfernt, sie befanden sich bereits in der Nähe des Tores, und alles deutete darauf hin, daß die Männer ihm einen Besuch abstatten wollten.

Hatte die Polizei geschaltet?

Wahrscheinlich. Braddock konnte sich gut vorstellen, daß die Typen von der Polizei waren. Sie würden sich wundern, sogar sehr wundern und auch schmerzlich, denn die Bienen nahmen auch keine Rücksicht auf Polizisten.

Geduckt huschte er in den Schatten eines Kirschbaumes, dessen Zweige trauerartig nach unten hingen.

Von dieser Stelle aus war es nicht mehr weit bis zum Haus, und er besaß eine gute Deckung.

Gespannt wartete er ab…

***

Ich konnte sie nicht zählen, aber daß es mehr als ein Dutzend waren, sah ich sofort.

Und es folgten noch mehr. In der Haut des Toten schien sich ein Nest zu befinden, das laufend neue Bienen produzierte, die ihren wilden Reigen innerhalb der Diele tanzten.

Für uns wurde es gefährlich.

So rasch wie möglich zogen wir uns zurück und rammten die Küchentür zu. Es war eine trügerische Sicherheit, aber erst einmal allerdings befanden wir uns durch Holz von den Bienen getrennt.

Ich schloß sogar noch ab.

Auch mir stand der Schweiß auf der Stirn, als ich mich umdrehte und Suko anschaute.

»Sieht mies aus, wie?« fragte mein Partner.

»Ja, verdammt.«

»Hast du schon gegen Bienen gekämpft?«

»Höchstens gegen zweibeinige«, murmelte ich und dachte darüber nach, wie wir aus dieser Situation herauskommen sollten.

»Die können uns töten, nicht?« durchdrang die zitternde Stimme der

Frau die Stille.

Ich winkte ab. »So leicht stirbt man nicht, Mrs. Whiteside.«

»Das habe ich anders erlebt, da brauche ich nur an meinen Mann und meinen Sohn zu denken.«

Da hatte sie recht. Ich würde mich in Zukunft auch hüten, sie mit billigen Phrasen zu trösten. So lief das also nicht.

»Was können wir tun?« fragte Suko und schaute dabei auf das Küchenfenster. Er hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich.

»Zur Not bleibt uns eben nur das Fenster.«

»Aber wir liegen hoch«, warf Mrs. Whiteside ein. »Da können wir uns etwas brechen.«

»Lieber einen Armbruch, als Opfer dieser Bienen zu werden«, hielt ihr Suko entgegen. »Zudem haben wir so unsere Erfahrungen, was das Springen aus hochliegenden Fenstern angeht.«

»Seid doch mal ruhig!« Ich hatte Suko ermahnt, denn ich hielt mich dicht an der Tür auf, und mir war aufgefallen, daß vom Flur her seltsame Geräusche an meine Ohren drangen. Nicht allein das Summen der freigewordenen Bienen, nein, da war noch etwas anderes. Dazwischen gab es dumpfe Laute, von denen ich glaubte, sie als Schritte zu identifizieren. Aber wer sollte da kommen? Die alte Frau vielleicht? Mein Gott, das wäre schlimm gewesen. Wir hatten sie nicht warnen können, weil die Zeit nicht ausreichte, und wenn die Frau jetzt zu uns kam, dann lief sie haargenau in ihr Verderben.

Ich konzentrierte mich noch stärker und versuchte, das Summen der Bienen zu überhören. Das war zwar nicht möglich, aber ich erfuhr, daß es doch nicht die Frau war, die nach oben kam, denn die Schritte blieben gleichmäßig laut, sie kamen nicht näher, und sie entfernten sich auch nicht.

Derjenige, von dem sie stammten, mußte sich bereits in der Diele aufgehalten haben. Und da gab es nur einen.

Sam Whiteside!

Allerdings war er tot, und mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich daran dachte.

»Was ist denn?« flüsterte Suko neben mir.

»Hast du nicht die Schritte auch gehört?«

»Ja, die Frau.«

»Von wegen.« Ich lachte leise und bitter auf. Dann erzählte ich Suko von meinem Verdacht.

»Das gibt es doch nicht!« hauchte er. »Ich würde gern daran glauben, nur hast du eine bessere Lösung für die Schritte?«

»Nein.«

»Zudem sind sie ziemlich unregelmäßig. Es hört sich an, als würde ein Erwachsener laufen lernen.«

»Und was tun wir?«

»Erst einmal hier bleiben. Oder traust du dir zu, die Bienen mit Kugeln aus deiner Beretta abzuschießen?«

»Nein, das nicht.«

»Was ist denn geschehen?« Mrs. Whiteside stellte die Frage, und ihre Stimme klang schrill.

Ich wußte nicht, ob auch sie die Schritte hörte. Wenn nicht, wollte ich ihr auch nichts sagen, denn wenn sich unsere Annahme bestätigte, würde sie die schreckliche Wahrheit wohl kaum verkraften können, das stand fest.

Suko hatte meine Gedankengänge ebenfalls verstanden. Er drehte sich um, drückte die Frau zurück und bat sie, sich hinzusetzen.

Sie wollte nicht.

»Da geschieht doch etwas!« flüsterte sie. »Ich merke das. Sie wollen mir nicht sagen.«

»Nein, nein…«

Die nächsten Ereignisse straften Sukos Worte Lügen, denn jemand schlug gegen die Tür.

Ich hatte nahe daran gestanden und zuckte hastig zurück, als ich den dumpfen Schlag vernahm. Bienen waren das auf keinen Fall, die konnten nicht gegen das Holz dreschen.

Mrs. Whiteside stand schreckensbleich am Tisch. »Wer…wer war das?« hauchte sie.

Ich hob wider besseren Wissens die Schultern.

»Aber da ist doch jemand!«

»Ja, das stimmt!«

»Wer?« schrie ich.

»Mrs. Whiteside«, begann ich. »Sie müssen jetzt…«

»Nein, nein. Ich lasse mich von Ihnen nicht mit Ausreden abspeisen, ich will wissen, wer in der Diele ist. Mrs. Golding kann es nicht sein, die ist unten, und ich habe auch nicht gehört, daß jemand gekommen ist. Versuchen Sie nicht, mich abzuspeisen. Sie…«

Abermals dröhnte ein Schlag gegen die Tür, und das Holz begann zu zittern. Diesmal war er so wuchtig geführt worden, daß sogar der Rahmen vibrierte.

Wir schwiegen erschreckt.

Bis auf Linda Whiteside. Sie hatte plötzlich die richtige Idee, und sprach sie auch aus.

»Das ist Sammy. Verdammt, das ist Sammy. Er ist nicht tot. Er will rein zu uns. Ihr habt abgeschlossen. Los, öffnet die Tür! Sammy muß gerettet werden!«

Wenn es eine Rettung für ihn gegeben hätte, okay, wir hätten alles versucht. Aus Erfahrung jedoch wußten wir, daß dieser Frau der Anblick des Mannes erspart bleiben mußte.

»Sammmyyy!« brüllte sie, und selbst Suko schaffte es nicht, sie zu

halten. Linda Whiteside wuchtete sich auf die Tür zu, doch da stand ich zum Glück noch, und ich sah keine Veranlassung, ihr den Weg freizugeben. Sie prallte gegen mich. Dabei schlug sie in ihrer wilden Verzweiflung und hätte mich fast am Gesicht getroffen und mit den Fingernägeln Spuren auf meiner Haut hinterlassen, doch ich nahm den Kopf hastig zur Seite, so daß die Hände mich verfehlten.

Dafür packte ich ihre Gelenke. »Reißen Sie sich zusammen!« fuhr ich sie an.

»Ich will nicht.« Sie trat und erwischte mich zweimal. Mein Schienbein wurde getroffen und auch der Oberschenkel.

Der zweite Tritt war nicht so schlimm, aber der gegen das Schienbein trieb mir das Wasser in die Augen, und ich holte pfeifend Luft. Dann schleuderte ich sie von mir, genau in Sukos auffangsbereite Arme. Der Chinese fuhr die Frau hart an, und dieses Schreien nutzte wohl etwas, denn ihre Widerstandskraft erlahmte, der Körper erschlaffte regelrecht, wobei sie sich auf einem Stuhl niedersinken ließ und ihr Kopf nach vorn fiel.

Endlich konnten wir uns wieder der eigentlichen Aufgabe widmen.

Ich war sehr froh, daß ich vorhin abgeschlossen hatte. Wenn der andere gekommen wäre, hätte er auch die Bienen mitgebracht, und abermals erzitterte die Tür unter einem Rammstoß.

Ich wich unwillkürlich zurück, schaute mir das Holz an und fragte mich, wie lange die Tür diesem Anprall wohl noch standhalten würde. Man konnte es bestimmt in Minuten ausrechnen, aber die Gefahr kam von einer ganz anderen Seite.

Auch eine Biene kann Unruhe stiften und gefährlich sein, wenn sie angriffslustig ist. Und das schien die eine zu sein, die den Weg durch das Schlüsselloch gefunden hatte.

»John, gib acht!«

Suko hatte das Tier entdeckt, ich sprang hastig zurück und sah, wie die Biene an der metallenen Schloßverkleidung hoch krabbelte. Mit der flachen Hand schlug ich zu.

Zurück blieb nur ein Fleck.

»Das war erst eine«, kommentierte Suko, »andere werden folgen. Und ob wir sie immer erwischen, ist fraglich.«

»Ich habe Spray!«

Linda Whiteside hatte so leise gesprochen, daß sie den Satz wiederholen mußte, bevor wir ihn verstanden.

»Spray?«

Sie schaute mich an. »Ja, Mr. Sinclair, Insektenspray, ein sehr starkes sogar.«

»Das könnte etwas nützen«, meinte Suko und wandte sich an die Frau. »Wo bewahren Sie es auf?«

Sie hob den Arm und deutete auf eine Schiebetür im Küchenschrank-

Obergestell.
Der Chinese schob die Tür auf und schaute nach.
»Hinten in der Ecke.«
Ich behielt inzwischen die Eingangstür im Auge. Bisher hatte sich keine zweite Biene durch das Schlüsselloch verirrt. Mir war natürlich klar, daß wir uns hier ewig und drei Tage nicht aufhalten konnten, sondern etwas unternehmen mußten. Vielleicht gelang uns ein überraschender Angriff.
Wieder zuckte ich zusammen, als der schwere Körper von außen gegen die Tür donnerte und Mrs. Whiteside den Namen ihres Mannes rief.
Eine Antwort bekam sie nicht. Wenn Whiteside tatsächlich ein schreckliches, grauenvolles Leben führte, dann würde er kaum in der Lage sein zu sprechen.
Suko schaute mich an. »Packen wir's?« fragte er.
»Ja.«
»Was wollen Sie denn?« fragte Linda Whiteside.
Ich ging zu ihr und sprach beruhigend auf sie ein. »Tun Sie uns allen einen Gefallen, Mrs. Whiteside, und helfen Sie uns, indem Sie überhaupt nichts unternehmen. Bleiben Sie ruhig auf Ihrem Stuhl sitzen, das andere erledigen wir.«
»Was denn?«
»Wir werden Sie hier herausholen, das verspreche ich Ihnen. Abgemacht?«
»Aber ich…«
»Kein Wort mehr.« Meine Stimme hatte scharf geklungen, und die Frau hatte verstanden. Ich hoffte, daß sie nicht durchdrehen würde, wenn sie ihren Mann zu Gesicht bekam, denn das konnte bei ihr einen noch größeren Schock auslösen.
Suko stand an der Tür. Er hielt keine Pistole in der Hand, sondern die Spraydose. Es sollte ein scharfes Insektenspray sein, nun ja, wir würden sehen, ob wir die Bienen damit vertreiben konnten.
Noch zögerten wir, doch als der Körper ein weiteres Mal gegen die Tür hämmerte und sie fast aus den Angeln riß, da war alles klar.
Mit dieser Attacke hatte er unsere letzten Zweifel beiseite geräumt.
Suko legte die Hand auf die Klinke, während ich den Schlüssel vorsichtig und auch möglichst lautlos herumdrehte, denn unser Angriff oder Ausbruch sollte überraschend erfolgen.
Linda Whiteside hatte Angst. Sie zitterte so sehr, daß sogar ihre Zähne aufeinanderstießen und klapperten.
»Alles klar?« fragte ich und schaute in das gespannte Gesicht meines Partners. Suko nickte.
Ich holte noch einmal tief Luft, denn ich wußte, was auf dem Spiel stand.

Darin riß ich die Tür mit einem Ruck auf!

***

Wir hatten Pech.

Genau in dem Augenblick, als ich die Tür nach innen aufwuchtete, befand sich ein Monstrum unterwegs. Es war tatsächlich Sam Whiteside, und er hatte einen möglichst großen Anlauf genommen, um die Tür mit seinem Körper zu zerstören.

Es kam auf Bruchteile von Sekunden an, und er hatte gerade die günstigsten erwischt. Es gelang mir noch, seinen Anblick aufzunehmen, der schrecklich genug war.

Eine Mutation griff an.

Ein Mensch mit dem Kopf einer Biene, durch den allerdings noch die normalen Gesichtszüge schimmerten und ich unter den Bienenaugen die anderen sah.

Er bot ein grauenhaftes Bild. Ich sah auch die Wunde an seinem Hals, aus der noch vereinzelte Bienen stiegen, doch die Masse befand sich um ihn herum.

Das alles spielte sich vielleicht innerhalb einer halben Sekunde ab.

Die Zeitspanne war so kurz, daß ich nicht mehr dazu kam, noch zu reagieren.

Er prallte gegen mich.

Und das Monstrum hatte sein Gewicht. Ich war darauf nicht gefaßt gewesen und mußte den Aufprall voll nehmen, der mich zurück und in das Zimmer hineinschleuderte, und zwar so weit, daß ich gegen den Tisch krachte, wobei ich noch einen Stuhl mitriß und Linda Whiteside schreiend in die Höhe sprang.

Dann lag ich auf dem Boden und die schreckliche Mutation über mir.

An Suko waren wir vorbeigehuscht. Der Chinese wollte sich auch um die Bienen kümmern, er sah den dunklen Schwarm vor sich, hob seinen rechten Arm und drückte auf den schwarzen Knopf der Spraydose.

Aus der Düse zischte ein weißlich gelber Strahl, der sich kurz danach verbreiterte und ein langgezogenes Dreieck bildete, das voll in den Bienenschwarm hineinstieß.

Sie lösten sich nicht auf, damit hatte Suko auch nicht gerechnet, aber das Spray schuf doch Unruhe zwischen ihnen, und der Schwarm fächerte auseinander.

Einige Bienen jagten auf den Chinesen zu, doch Suko stand wie ein Fels in der Brandung. Er hielt die Spraydose halbhoch, drehte sich dabei im Halbkreis und sprühte das Zeug gegen die heranfliegenden Bienen, wobei er bei einigen sogar einen Erfolg bekam, denn das Spray verklebte die Flügel der Tiere.

Andere jedoch wußten, wo ihr Feind stand. Sie griffen Suko an, und

der Chinese schlug mit der freien Hand verzweifelt um sich, um die kleinen Biester abzuwehren.

Es wurde für ihn ein harter Kampf. Er war begleitet vom Schreien der Frau, denn sie mußte mit ansehen, wie ich mit einem Wesen kämpfte, das einmal ihr Mann gewesen war.

Noch lag er über mir. Ich wußte nicht, wo er den Stachel hatte und ob überhaupt. Mir war nur klar, daß ich auf keinen Fall so liegen bleiben konnte, deshalb stieß ich ihn weg.

Er schlug mit den Armen um sich, konnte sich allerdings nicht halten und fiel neben mir zu Boden, wobei sein Kopf und sein Maul zuckten und die kleinen Härchen auf dem Panzer vibrierten.

Ich achtete nicht auf die anderen Bienen, die eine große Gefahr darstellten, sondern rollte mich herum und brachte die Beretta in Schußrichtung.

Über mir schrie die Frau, und in ihr Schreien krachte mein Schuß.

Die Kugel traf.

Der Schädel war einfach nicht zu verfehlen. Das Silbergeschoß hieb voll hinein und riß ihn förmlich auseinander. Eine gelblich schimmernde Masse quoll daraus hervor und lief wie Sirup an den beiden Hälften des Kopfes herab.

Ich sprang hoch.

Suko stand dicht vor der Tür, hielt die Sprayflasche halb erhoben und sprühte das Zeug gegen die Bienen, die auch mich und Linda umschwirrten.

Im Flur hatte sich eine gelblich weiße Nebelwolke gebildet, die sicherlich auch gesundheitsschädlich war, aber darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen, wir mußten hier raus! Jede weitere Sekunde vergrößerte die Gefahr.

Ich sprang über das erledigte Monstrum und schrie die Frau an.

»Kommen Sie hoch!«

Sie wollte mich nicht hören. Mit den Händen schlug sie um sich, denn die Bienen waren angriffslustiger geworden, und sie nahmen auch auf Linda Whiteside keine Rücksicht. Ein paarmal war sie bereits gestochen worden, auch mir war es kaum anders ergangen, und es kam wirklich auf Sekunden an, zudem Suko schon nach Linda und mir schrie, denn länger konnte er die Stellung kaum halten.

Ich schleuderte kurzerhand den Tisch um und zerrte Linda in die Höhe. An der Hand zog ich sie hinter mir her, jetzt war es egal, Rücksicht konnte ich nicht mehr nehmen.

Wir gerieten in die Spraywolke, mußten husten, wandten uns nach links und stolperten die Treppe hinab, während Suko versuchte, uns einigermaßen den Rücken zu decken, denn ich hörte noch immer das Zischen des Sprays.

Wohin sollten wir?

Am sichersten war Linda im Bentley, aber der stand zu weit entfernt. Es gab nur noch die Möglichkeit, bei Mrs. Golding Unterschlupf zu finden.

Wir schafften die Treppe in Rekordzeit. Zwar stieß sich die Frau ein paarmal die Beine, stolperte auch über ihre eigenen Füße, aber wir erreichten unser Ziel, und ich hämmerte mit dem Pistolenlauf gegen die Tür.

Die alte Frau schien hinter dem Eingang gewartet zu haben, denn sie öffnete sofort.

»Schnell«, sagte ich und schob Linda in die Wohnung. Dann klemmte ich einen Fuß zwischen Türkante und Rahmen, bis Suko auch da war.

Wir hasteten in die Wohnung und schlossen hinter uns. Diese Diele hier war größer. Erschöpft lehnten wir uns gegen die Wand, während die alte Dame ihre Mieterin in einen Korbsessel gedrückt hatte, wo sie völlig erledigt hockte und keuchend Luft holte.

Bis hierher hatten wir es geschafft.

Mrs. Golding schaute uns der Reihe nach an und sah auch die verquollenen Gesichter.

»Mein Gott, Sie sind ja gestochen worden.«

»Wir alle«, sagte ich. »Aber kümmern Sie sich erst um Mrs, Whiteside. Rufen Sie einen Arzt.«

»Nein, das braucht kein Arzt zu machen«, erklärte die alte Dame. »Ich habe da meine speziellen Hausmittel. Auf einen Doktor können wir verzichten. Kommen Sie bitte mit.«

Wir vertrauten der alten Dame, die uns in ihre Küche führte. Ich stützte Linda Whiteside, während Suko sich auf dem Weg immer wieder umschaute und nach unseren kleinen Gegnern Ausschau hielt, da es durchaus sein konnte, daß sie uns gefolgt waren.

Die Küche war ziemlich geräumig. Ich schaute sofort nach, ob das Fenster geschlossen war. Mrs. Golding bemerkte meinen Blick.

»Alle Fenster sind zu«, erklärte sie.

Das war auch sehr nötig, denn hinter der Scheibe erkannte ich drei Bienen.

Mrs. Golding war dabei, die junge Frau zu behandeln. Sie hatte die grünlich schimmernde Salbe geholt und bestrich damit die Wunden. Eine hauchdünne Schicht blieb auf den kleinen Ausbuchtungen zurück, und Linda flüsterte: »Das kühl so gut.«

Die alte Dame lächelte. Sie hatte sich auch einen Morgenrock übergestreift, der ihr eigentlich viel zu lang war, denn er schleifte über den Boden und zeigte zudem noch ein Streifenmuster.

»Keine Angst, so ein Bienenstich ist nicht schlimm. Nur gut, daß ich die Spezialsalbe noch habe.«

»Kann man die kaufen?« fragte ich.

Mrs. Golding drehte den Kopf. »Nein, Sir, wo denken Sie hin. Ich

habe sie von Mr. Braddock geschenkt bekommen. An und für sich hat er seine Tiere ja unter Kontrolle, doch es könnte mal sein, daß ihm eine entwischt und sticht. Dafür ist dann die Salbe gut.«

Braddock! Ihn hatte ich völlig vergessen. Wir wollten ihm einen Besuch abstatten, denn ich glaube fest daran, daß er mit dem Schrecken unmittelbar zu tun hatte.

Lange konnten wir uns hier nicht mehr aufhalten. Unter Umständen hatte Braddock Lunte gerochen und wollte das Weite suchen. Wir mußten es verhindern.

»Geben Sie uns etwas von der Salbe«, bat ich die Frau.

Sie schaute uns erstaunt an, eine Hand halb erhoben. Auf ihrem faltigen Handteller schimmerte die Salbe.

Ich wollte zwar nicht unhöflich sein, aber es war nicht anders zu machen. Die Tube lag auf dem Tisch. Ich nahm sie an mich und versorgte meine Stichwunden selbst.

Suko tat das gleiche, während uns die beiden Frauen zuschauten.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte Mrs. Whiteside schließlich.

»Wir können nicht lange bleiben.«

»Aber der Tote…«

»Lassen Sie ihn vorerst liegen, alles andere regeln wir. Die Zeit drängt, wirklich.«

Wir bedankten uns noch einmal und hörten im Hinausgehen, wie Mrs. Golding fragte: »Welcher Tote?«

Die Antwort bekamen wir nicht mehr mit, denn da standen wir bereits an der Haustür.

Vorsichtig drückten wir sie einen Spalt auf.

Nichts zu sehen. Keine Biene umschwirrte die unmittelbare Umgebung der Tür.

Für uns freie Bahn!

***

Wir hatten auf dem weiteren Weg wirklich Glück gehabt, nicht angegriffen zu werden. Allerdings hielten wir uns nicht auf der Straße — es hätte einen zu großen Umweg bedeutet — sondern gingen über ein freies Feld zwischen zwei Gärten.

Braddocks Grundstück grenzte mit seiner Vorderseite an das der Mrs. Golding. Nur eben befand sich zwischen den beiden die Straße, wo auch mein silbergrauer Bentley stand.

Das Zeug, das wir uns ins Gesicht gestrichen hatten, stank erbärmlich. Wie eine Mischung aus Lakritz, Jauche und einem süßlichen, undefinierbaren Geruch.

Widerlich…

Hohes Unkrautgras streichelte unsere Hosenbeine, als wir über das leere Grundstück schritten. Krumme Bäume wuchsen so, daß sich ihre

Zweige und Äste ineinander schoben und einen undurchdringlichen Wirrwarr gebildet hatten.

Die Salbe kühlte. Sie stank, aber ich hatte das Gefühl, als würden die Schwellungen zurückgehen. So atmete ich auf, als ich die Straße und meinen Wagen sah.

Er stand etwas in Deckung tiefhängender Zweige und erinnerte mich an ein Ungeheuer, das jeden Augenblick explodieren konnte.

Dann waren plötzlich einige Bienen da. Sie kamen aus der Schwärze, aus dem Nichts, wir hatten sie nicht gehört und nahmen sie erst wahr, als sie uns umschwirrten.

Suko und ich zuckten zurück. Es wäre nicht nötig gewesen, die Tiere taten uns nichts. Wahrscheinlich lag es am Geruch der Salbe, der sie so abstieß.

Mein Partner grinste. »Wer sagt's denn!«

Von mir bekam er keine Antwort, da ich meinen Blick bereits auf das Haus fixiert hatte.

»Siehst du etwas?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur das Licht hat er gelöscht.«

»Braddock wird sich hingelegt haben«, vermutete Suko, was ich allerdings nicht glauben wollte.

»Nein, mein Lieber. Nicht in dieser Nacht. Wenn er die Bienen geschickt hat, wird er sich bestimmt davon überzeugen können, ob die Angriffe auch Erfolg gezeigt haben.«

»Möglich.«

Gesichert war das Grundstück durch einen grünen Maschendrahtzaun. Kein Problem, ihn zu überklettern. Mit zwei, drei Turnübungen hatten wir es geschafft. Zudem bog sich der Zaun so weit durch, daß er schließlich unter unserem Gewicht riß.

Dieser Teil des Grundstücks zeigte sich ziemlich verwildert. Hier hielt niemand Ordnung, machte keiner sauber, es wurde auch kein Rasen geschnitten oder Büsche gestutzt. Durch einen nahezu dichten Urwald mußten wir uns vorkämpfen.

Zum Glück wurde es nach einigen Schritten besser. Vor uns lag ein relativ gepflegter Garten, so weit wir dies erkennen konnten.

Da blühten zahlreiche Sommerblumen, es roch auch nach vergehendem Jasmin, und die Obstbäume hingen mit Früchten voll.

Sogar einen Weg sahen wir. Er teilte sich. Einmal führte er dem Haus entgegen, wobei er unter den Ästen starker Bäume entlanglief, zum anderen knickte er rechts ab. Als wir stehenblieben und ihn mit den Augen verfolgten, da sahen wir, daß er dort verschwand, wo sich ein großer, aber eckiger Schatten befand.

»Sieht mir nach einem kleinen Haus aus«, murmelte Suko.

»Bestimmt das Bienenhaus.«

»Sollen wir dahin?«

»Willst du dich stechen lassen? Zudem ist Braddock wichtiger. Komm, den Knaben kaufen wir uns.«

Waren wir zwangsläufig vorhin langsamer gegangen, so beschleunigten wir jetzt unsere Schritte. Allerdings gingen wir zu beiden Seiten des Wegs, denn auf dem Rasen waren wir so gut wie nicht zu hören.

Das Haus wirkte in der Dunkelheit wie eine kleine Festung. Es sah irgendwie unheimlich aus. Das lag vielleicht daran, daß kein Licht brannte. Noch war es still, doch Suko hörte es zuerst.

Er blieb stehen. »John, die Bienen!«

»Wo?«

Der Chinese deutete nach vorn. »Da fliegen sie. Und verdammt, wenn mich nicht alles täuscht, befinden sich dort auch die komischen Bienenstöcke.«

Suko hatte recht. Da hoben sich in der Tat zwei Gegenstände vom Boden ab. Und um sie herum befanden sich kleine Wolken, die nie stillstanden, sondern auf- und abschwirrten.

Griffen sie an?

Wir zögerten noch. Es war ein instinktives Reagieren, und ich dachte auch daran, daß wohl kein Imker der Welt seine Bienenstöcke einfach in den Garten stellt. Da dies hier jedoch geschehen war, mußte es seinen Grund gehabt haben.

»Der hat etwas gemerkt!« flüsterte Suko, der wohl den gleichen Gedanken wie ich gehabt hatte.

»Kann sein. Trotzdem müssen wir weiter.«

Auch durch die Bienenstöcke ließen wir uns nicht aufhalten, sondern lenkten unsere Schritte weiterhin auf das Haus zu.

Das Summen wurde lauter. Ich bekam schweißfeuchte Hände.

Meine Beretta brauchte ich erst gar nicht zu ziehen, mit ihr hätte ich doch nichts ausrichten können, die kleinen Insekten waren einfach zu schnell und würden jeder Kugel ausweichen.

Deshalb ließ ich die Waffe stecken. Und die Bienen kamen.

Sie hatten uns gesehen, da wir uns deutlich vom Boden her abhoben. Wie viele Tiere sich auf uns stürzten, konnte ich nicht zählen, auf jeden Fall waren es zu viele.

In einer instinktiven Abwehrbewegung rissen wir beide die Arme hoch und wollten auch ausweichen, indem Suko nach rechts und ich nach links weg spritzte, aber die Bienen holten uns ein.

Plötzlich umschwirrten sie mich, wurden immer mehr, und die Wolke verdichtete sich so stark, daß sie schon fast einen Helm um meinen Kopf bildete.

Es war schlimm.

Aber die Biester stachen nicht.

Die Salbe wirkte wahre Wunder. Sie roch für meine menschliche

Nase nicht mehr so stark, doch die Bienen nahmen den Geruch noch voll auf, und der widerte sie an und stieß sie ab.

Ich sah, wie sich einige von ihnen torkelnd aus dem dichten Ring lösten und wegflogen. Ich schlug auch nicht mehr um mich oder blieb auf der Stelle stehen, sondern ging eiskalt weiter und bemerkte, daß Suko sich ebenfalls so verhielt.

Und wir kamen durch.

Die Bienen kümmerten sich nicht mehr uns, sie hielten sich sogar in einer respektablen Entfernung auf, was für uns natürlich mehr als ideal war.

Suko nahm es mit Humor. »Du wärst auch kein guter Imker.«

Ich hatte schon eine Antwort auf der Zunge, als ich etwas entdeckte.

Einen Schatten!

Nicht weit von uns hatte er gelauert, und ich stellte fest, daß dieser Schatten menschliche Umrisse besaß, wobei er sich sehr rasch von uns entfernte und auf das Haus zulief.

Braddock?

Verdammt, das mußte er gewesen sein. Mich hielt nichts mehr auf dem Fleck, ich startete. Suko, der den Schatten wahrscheinlich nicht bemerkt hatte, folgte mir, ohne eine Frage zu stellen.

Der Rasen war weich, nachgiebig, so daß meine Füße Abdrücke hinterließen. Es ließ sich nicht sehr gut darauf laufen, aber der andere vor mir konnte es sicherlich auch nicht besser. Zweimal drehte er sich um. Ich sah sein helles Haar und glaubte auch, das Oval eines Gesichts zu sehen.

Leider betrug der Vorsprung zu viele Yards. Ich war nicht schnell genug, um den Mann noch vor dem Haus einholen zu können. Als ich bestimmt noch dreißig Schritte zurückzulegen hatte, da war er bereits die Treppe hochgehetzt und hatte eine Tür aufgerissen. Er verschwand so schnell wie ein Schatten im Licht, und ich hörte nur noch, wie er die Tür zu hämmerte.

Schluß — verloren!

Für einen Moment stoppte ich meinen Lauf und drehte den Kopf.

Suko eilte an mir vorbei, und erst dicht vor der Tür holte ich ihn wieder ein.

Obwohl es eigentlich zwecklos war, versuchte ich, die Tür zu öffnen. Sie schwang nach innen. Darüber war ich so perplex, daß ich fast das Gleichgewicht verloren hätte und zu Boden gefallen wäre.

An der Wand hielt ich mich fest und riß dabei noch ein Bild zu Boden, dessen Glasscheibe zersplitterte und sich als ein Scherbenregen ausbreitete.

»Ich dachte, du hättest die erste Jugend schon hinter dir«, meinte Suko. »So stürmisch ist nicht mal ein Achtzehnjähriger, der gern möchte.«

»Manchmal kommt es eben durch«, erwiderte ich, zog die Beretta und schaute mich um.

Ein muffiges Haus. Alte Tapeten, dunkle Möbel. An der Garderobe hing ein verschlissener Mantel.

Wir sahen auch Türen. Eine davon schien mir in den Keller zu führen. Suko hatte das Licht angeknipst. Er ging jetzt an mir vorbei, um sich im Haus umzuschauen. Auch er hatte seine Waffe gezogen und hielt sie schußbereit in der Rechten.

»Ich gehe in den Keller.«

»Sag Bescheid, sobald du etwas siehst«, meinte Suko.

Die Kellertür war nicht ganz ins Schloß gefallen. Ich zog sie auf, machte Licht und schaute eine Steintreppe hinunter. Ein seltsamer Geruch umfing mich. Er wirkte auch irgendwie störend.

Ich versuchte, ihn zu identifizieren und glaubte, daß es nach Honig roch, vermischt mit dem Geruch von Blut.

Ich schüttelte mich. Der Keller schien nicht normal zu sein, denn so stank es normalerweise in den unteren Räumen eines Hauses nicht. Was war hier schon normal? Wahrscheinlich hatte unser spezieller Freund einige Experimente durchgeführt, die nicht gerade für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt gewesen waren.

Wie dem auch sei, ich wollte nicht lange zögern, sondern mir die Sache mal aus der Nähe anschauen.

Schon jetzt konnte ich erkennen, daß Braddock seinen Keller umgebaut hatte. Welcher normale Mensch stellt schon Käfige auf, die bis zur Decke reichen.

Ich jedenfalls würde so etwas nicht machen. Verschlossen waren die Käfige nicht. Ihre Türen standen bis zum Anschlag offen.

Den Keller mußte ich untersuchen, dazu allerdings sollte es nicht kommen. Ich hörte Sukos Ruf. »John!«

Wenn mein Partner so schrie, dann hatte er etwas entdeckt, oder es war etwas passiert. Auf der Treppenstufe machte ich kehrt, nahm die restlichen mit einem gewaltigen Sprung, wischte um die Ecke und lief in das Haus hinein.

Von Suko sah ich nichts, dafür vernahm ich seine Schritte. Mein Freund und Kollege mußte sich innerhalb der anderen Räume befinden. Ich jagte durch ein Wohnzimmer, erreichte einen Durchlaß und hörte von draußen her das Brummen eines Motors.

Da wollte jemand fliehen.

Die Hintertür zu suchen fiel mir nicht ein. Es hätte zuviel Zeit gekostet. Ein ziemlich großes Fenster befand sich sehr günstig vor mir. Ich brauchte nur den Arm auszustrecken und konnte den Griff herumdrehen. Ein kräftiger Zug, und das gesamte Fenster schwang mir entgegen. Es befand sich noch in der Bewegung, als ich bereits auf der Bank hockte und mich abstieß.

Draußen landete ich weich, direkt neben einer schrägen Abfahrt, die ziemlich breit war und zu einer tiefer gelegenen Kellertür hinunterführte.

Zwei Schüsse peitschten.

Blitzschnell wandte ich mich nach rechts und sah Suko in Combat-Stellung vor der Auffahrt stehen, die Beretta im Anschlag. Er verschoß zwei Silberkugeln, doch den schnell fahrenden Wagen konnte er nicht mehr treffen. Wir erkannten nur noch, daß es ein LKW war, der hart in die Kurve gerissen wurde und mit seinem Heck schlingerte.

Vor Wut knirschte Suko mit den Zähnen. Auch wenn wir noch so schnell rannten, einholen würden wir den Wagen nicht mehr, so daß uns nichts anderes übrigblieb, als zurückzugehen.

»Wir nehmen den Bentley«, sagte Suko.

»Meinst du, daß wir es schaffen?«

»Was ist los mit dir?« fragte Suko verwundert. »Hast du einen moralischen bekommen?«

»Nein, ich bin nur ein wenig deprimiert. Aber das geht vorbei. Komm, wir packen ihn uns.«

Ich war tatsächlich seelisch abgeschlagen, denn ich dachte daran, daß dieser Mann eine Zeitbombe spazieren fuhr. Daß er mit einem LKW geflüchtet war, mußte einen Grund gehabt haben, und der konnte nur in der Ladung bestehen.

Wahrscheinlich hatte er seine gefährlichen Killerbienen mitgenommen und wollte sie auf die. Menschheit loslassen.

Wir erreichten unseren Bentley in Rekordzeit. Ich fuhr. Kaum hatte ich den Motor gestartet, als Suko schon nach dem Telefon griff. Ringfahndung. Wäre doch gelacht, wenn uns der andere entwischen würde…

***

Zum Glück hatten wir noch mitbekommen, welche Richtung von Shawn Braddock eingeschlagen worden war. Er fuhr nach Westen, denn dort lag London — die City, das Menschengewühl, die Hektik, das Treiben einer schwülwarmen ausklingenden Sommernacht. Da wir zudem noch Freitag hatten, würde London kochen, denn am nächsten Tag konnten die vergnügungssüchtigen Nachtschwärmer ausschlafen. Zudem gab es nicht sehr oft solche Wochenenden, wo wirklich etwas los war und sich die Menschen einmal richtig austoben konnten.

Der Bentley zischte durch die Nacht.

Ich fuhr auf den schmalen Wegen viel zu schnell, aber es ging nicht anders. Ich dachte auch daran, meine. Magnetlampe mit dem Rotlicht zu benutzen, aber noch ging es ohne, zudem wollte ich nicht unbedingt die Pferde scheu machen.

Wie ein silberner Strich zischten wir durch die ländliche Gegend,

wobei ich meinen Blick starr nach vorn gerichtet hielt und weit entfernt den helleren Schein über dem nachtdunklen Himmel liegen sah. Das Lichtermeer der Londoner City strahlte seinen Glanz bis in den Himmel.

Suko sprach mit der zuständigen Leitstelle. Exakt gab er seine Meldungen durch, leider konnte er keine genaue Beschreibung des Lastwagens liefern, dafür war es zu dunkel gewesen, er gab den Kollegen allerdings Tips, wo sie ihre Falle aufbauen konnten.

»Hoffentlich packen wir ihn!«

Ich wollte auf die Hauptstraße kommen, die bis nach London hineinführte, war allerdings nicht so recht überzeugt und sprach Suko darauf an.

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, John, aber wenn ich Braddock wäre, würde ich die breiten Straßen vermeiden und Schleichwege benutzen. Davon gibt es ja genügend.«

Da hatte er auch wieder recht. Sicherheitshalber senkte ich die Geschwindigkeit, denn gleich kam die Kreuzung, an der ich mich entscheiden mußte.

»Und?«

Ich nickte. »Wir fahren über Land.«

Damit war auch mein Partner einverstanden, ich zog den Wagen nach rechts in einen schmalen Weg hinein, der sich zum Glück bald verbreiterte und hineinstieß in ein flaches, brettebenes Land, das von Landwirten kultiviert wurde, denn wir schauten über unendlich weite Kornfelder.

Dazwischen gab es auch Wege. Die meisten waren nicht asphaltiert.

Suko hatte den Sprechverkehr eingestellt. »Wenn er diese Strecke hier nimmt, dann könnten wir ihn unter Umständen sogar entdecken.«

»Vorausgesetzt er fährt mit Licht.«

»Das ist klar.«

Langsam rollten wir durch die Felder. Das Korn stand doch schon relativ hoch, wir konnten noch gerade so drüber schauen.

Auch ich löschte jetzt das Licht. »Gute Idee«, murmelte Suko.

»Und da hinten ist er!« Ich deutete nach rechts, wo sich in der Ferne die Felder verliefen und ein dunkler Streifen begann, der mich an einen Waldrand erinnerte.

Parallel dazu bewegten sich zwei Lichter.

»Ja, das ist er«, gab Suko mir recht. »Verflixt, John, wir haben ihn.«

»Moment, noch ist es nicht sicher.«

Beide behielten wir die Lichter im Auge, die sich weiterbewegten und plötzlich verschwunden waren.

»Jetzt fährt er ohne Beleuchtung«, meinte Suko. »Vielleicht hat er uns entdeckt.«

»Glaube ich nicht so, recht.« Ich beschleunigte ein wenig. »Der will

auf Nummer Sicher gehen.« Zum Glück rollten wir noch über glatten Asphalt. Wenig später jedoch wurde er von einem normalen, von der Sonne ausgetrockneten Boden abgelöst, der nicht nur zahlreiche Rillen und Erhebungen aufwies, sondern auch Schlaglöcher, so daß wir durchgeschüttelt wurden. Dann kam ein glattes Stück, danach, als ein Kornfeld in eine Wiese überging, wurde es schwieriger.

In dem Augenblick bog auch der LKW ab. Er fuhr nach links. Wir konnten es deshalb so gut erkennen, da Braddock für einen Moment die Scheinwerfer hatte aufblitzen lassen, wahrscheinlich, um sich zu orientieren. Die langen Strahlen fächerten über das Feld und verliefen sich dann in der Dunkelheit.

Suko pfiff leise durch die Zähne. »Jetzt hätte ich doch fest geglaubt, daß er uns erwischt.«

Ich sagte nichts, sondern konzentrierte mich auf den Wagen und auf dessen Fahrtrichtung. Der LKW und wir bewegten uns genau im rechten Winkel aufeinander zu.

Wenn das so weiterging, würden wir irgendwann zusammenstoßen.

»Hoffentlich merkt er nichts«, flüsterte Suko, »und läßt auch seine verdammten Scheinwerfer aus.«

Das war auch meine Hoffnung, und beide zuckten wir zusammen, als sich das Autotelefon meldete.

Suko hob ab.

An seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, wer uns da sprechen wollte. Superintendent Sir James Powell, unser hoher Herr und Meister, oder der Alte genannt, wenn er es nicht hörte.

»Ja, Sir, es hat sich bereits etwas ergeben«, erklärte Suko. »Wir sind fündig geworden.« Er deckte mit der Hand die Sprechmuschel zu und warf mir einen kurzen Blick zu, während er sagte: »Er hat von der Fahndung erfahren.«

Ich nickte nur.

»Nein, Sir«, hörte ich Suko sprechen. »Andere Einheiten brauchen nicht einzugreifen. Wir möchten niemand in Gefahr bringen.« Er hörte einen Moment zu und meinte: »Wir können uns selbst wehren.« Pause. Dann wieder Suko: »Ja, Sir, das ist sicher.«

Als er aufgelegt hatte, lachte Suko. »Der Alte macht sich Sorgen. Bienen scheinen nicht gerade sein Fall zu sein.«

»Wessen ist das schon?«

»Ich dachte, dir gefallen die zweibeinigen so sehr.«

»Klar, aber nur, wenn sie nicht stechen.«

»Das machst du, wie?«

Wir grinsten beide, wurden allerdings sehr schnell wieder ernst, denn mittlerweile war die Entfernung so sehr zusammengeschrumpft, daß wir den LKW schon mit bloßem Auge erkennen konnten. Er brauchte kein Licht einzuschalten.

Wie ein kompakter, unförmig wirkender Schatten bewegte er sich voran. Es war schwierig, in der Dunkelheit eine Entfernung abzuschätzen, zudem hatte ich das Gefühl, daß der LKW nicht auf einem normalen Weg oder Pfad fuhr, sondern querfeldein, so sehr schaukelte er auf und nieder.

Und dann machte der Fahrer Licht.

Es waren grelle Lampen, die plötzlich zu explodieren schienen.

Wahrscheinlich kamen sie mir auch nur so vor wie Sonnen, da wir bisher in der. Dunkelheit gefahren waren. Auf jeden Fall gelang es uns nicht mehr, dem Licht auszuweichen, das in das Innere des Bentley strömte und es erhellte.

Meiner Ansicht nach waren auch die Scheinwerfer falsch eingestellt. So wie die blendeten, war der Wagen eine Gefahr für den normalen Straßenverkehr.

»Jetzt geht es rund«, sagte Suko und hatte mit dieser Prognose nicht einmal unrecht, denn der Fahrer des LKW's beschleunigte…

***

Er hieß Greenwood. Ronny Greenwood, und er war ein Star in der Werbebranche. Alles was in London Rang und Namen hatte, sich dabei zu den Geschäftsleuten mit Geld zählte, kam zu Greenwood und ließ sich Werbevorschläge für neue Produkte machen.

Greenwood verkaufte alles. Von der Seife über Büstenhalter bis hin zu Schauspielern, die aus Eigennutz immer nur die besten Fotos von sich haben wollten, denn Greenwood und sein Team waren zudem noch ausgezeichnete Fotografen.

Er verdiente sehr viel Geld, und da er es nicht alles den modernen Vampiren, sprich Finanzbeamten, geben wollte, hatten ihm Bekannte geraten, es anzulegen.

So besaß Greenwood in London zwei Sechsfamilienhäuser, drei vermietete Eigentumswohnungen, in der Schweiz ein kleines Feriendomizil und an der Côte d'Azur einen Bungalow.

Das alles nahm er nebenbei mit, es interessierte ihn auch nicht so, richtig wohl fühlte er sich nur in seinem kleinen Prunkstück, wie er es immer nannte.

Das war ein Penthouse im vornehmen Stadtteil Kensington, nahe dem Normand Park.

Hier residierte er.

Eine Etage tiefer lagen seine Büroräume, und zur Privatwohnung konnte er mit einem Lift hochfahren.

Ron Greenwood wußte, was er sich, seinen Geschäftsfreunden und seinem Ruf schuldig war, wenn er eine Partie gab. Da war dann der Bär los, und wen er einlud, der kam auch, denn diese Feiern ließ sich keiner entgehen. In luftiger Höhe, mit einem herrlichen Blick über

London und auf einer breiten Terrasse mit Pool, wurde die Party jeweils zu einem Fest, das keiner so schnell vergaß.

Auch in diesem Sommer schlug Greenwood wieder zu. Eingeladen hatte er fast 50 Personen, und sie kamen mehr als gern, denn Greenwood sorgte auch dafür, daß die Top-Modelle seiner Fotostudios anwesend waren, unter denen es manche gab, die sich nicht gerade prüde gaben, denn bei einflußreichen Gästen konnte man sich hier und da einen guten Job ergattern.

Natürlich sorgte Greenwood auch für die entsprechende musikalische Untermalung seiner Parties. Es war jedesmal eine bekannte Band aus irgendeinem Land Europas vertreten, die genau das spielte, was Greenwood wollte. Erst die heißen, fetzigen Rhythmen, und später, wenn der alte Tag bereits gekippt und der neue angebrochen war, wurde die Soft-Masche ausgepackt. Dann waren es die einschmeichelnden Melodien, die über die festlich beleuchtete Terrasse schwangen und in die Körper der Menschen drangen, um sie nach ihren Klängen zu bewegen.

Ja, es war schon etwas los auf diesen Parties, und Greenwood genoß es, wenn seine Gäste sich wohlfühlten und der Champagner in Strömen floß. Er selbst hatte sich an keine feste Frau gebunden. Es war auch besser so, denn Greenwood liebte quer durch den Garten, zudem war er bisexuell, und er nahm alles auf, was das Leben gab, denn es war verdammt kurz, und vor nichts hatte Greenwood mehr Angst, als wieder arm zu sein und älter zu werden.

Trafen seine Gäste schon in verrückter Kleidung ein, so übertraf er sie bei weitem.

Sein Haar schimmerte lila. Dazwischen gab es weiße Strähnen, aber auch goldfarbene Streifen, so daß die drei Farben ein seltsames Muster bildeten. Es kam immer darauf an, wie und welches Licht auf seinen Kopf fiel, das jeweils eine Farbe stark hervorhob.

Von den Angestellten seiner Agentur wurde keiner eingeladen.

Nur die wirklich besten Modelle ließ er zu sich kommen, und besonders Maureen, die Irin mit den schockgrünen Augen, war der Star des Abends. Aber die hatte sich Greenwood persönlich ausgesucht, denn im Moment besaß er eine Phase, wo er sich sehr stark zu Frauen hingezogen fühlte. Und Maureen mit dem Körper einer Göttin war genau das richtige.

An diesem Abend hatte sie das Haar lang auf die Schultern hängen lassen und dabei mit einer schwungvollen Locke aus der Stirn gekämmt. Sie trug ein Kleid, das an ein schräg und flüchtig umgehängtes Badetuch erinnerte und zudem noch an der linken Seite einen raffinierten Schlitz zeigte, der sich bei einem weiten Schritt auffaltete, so daß der lange Schenkel besonders gut zur Geltung kam.

Nur ein Badetuch war es nicht, denn die bestanden nicht aus

wertvoller Seide und auch nicht von einem italienischen Modezar, denn er hatte das Kleid für die schöne Maureen entworfen.

Schon leicht angetörnt tänzelte sie auf den Gastgeber zu.

Greenwood lehnte mit dem Rücken am Terrassengitter, ein halbvolles Glas mit Wodka, seinem Lieblingsgetränk, hielt er lässig in der Hand. Die anderen Gäste amüsierten sich. Pärchen hatten sich gefunden, man tanzte oder sprach leise. Hin und wieder gingen auch besonders hungrige Gäste zum Kalten Büfett, um Nachschlag zu holen.

Neben Ron blieb das Mädchen stehen. »Hi«, sagt sie und ließ sich dann gegen ihn fallen. »Irre Party, nicht?«

»Du solltest nicht so viel trinken, Süße!«

Maureen warf den Kopf in den Nacken. »Warum nicht? Ist doch puppig.«

»Nein, das ist nicht puppig oder leicht. Du bist nachher blau wie eine Eule.«

»Und?«

Der Werbemann verzog das sonnenbraune Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Ich habe dir doch gesagt, daß ich mich mit dir noch zurückziehen will.«

»Und Rene?«

»Die Sache ist gestorben.«

»Dann bin ich wohl der Ersatz?« Die Frage klang ein wenig aggressiv. So sprach Maureen sonst nie, doch der Alkohol schwemmte ihre wahre Seele ins Freie.

Greenwood lachte leise. Er streckte seinen Arm aus, nahm ein Stück Kleiderstoff zwischen Daumen und Zeigefinger, wobei er es gegeneinander rieb. »Weißt du eigentlich, daß ich Seide ungemein erotisierend finde?«

»Du auch?«

»Ja, deshalb schlafe ich auch in Betten mit Seidenwäsche.«

»Dann kannst du dich ja in meinem wie zuhause fühlen«, meinte Greenwood. »Ich werde es ausprobieren.«

Er nahm ihr das Glas aus der Hand. »Aber nicht im betrunkenen Zustand. Ich mag nämlich keine Frauen, die blau sind.«

Dafür kassierte er einen langen Blick unter künstlichen Wimpern hinweg, der ihm unter die Haut ging. »Wenn ich getrunken habe, vergesse ich mich, Ronny-Darling, dann…« Sie kam nicht mehr dazu, Einzelheiten preiszugeben, denn ein etwa 60jähriger Mann sprach sie an und sagte mit seiner Reibeisenstimme: »Verdammt, da sind Sie ja, Maureen.« Er schaukelte förmlich näher, seine Smokinghose spannte sich über dem Bauch.

Maureen verzog das Gesicht, eine Reaktion, die Greenwood nicht gefiel, denn der Knabe war einer seiner besten Kunden.

»Sei nett zu ihm, du brauchst ja nur zu tanzen.«

»Der hat seine Finger überall.«
»Na und? Davon geht doch nichts kaputt.«
Maureen schob die Unterlippe vor, drehte sich gehorsam um und zauberte ein strahlendes Lächeln auf ihr Gesicht, das die Augen allerdings nicht erreichte.
»Hi, Al, wo haben Sie sich denn herumgetrieben?«
Der Mann lachte dröhnend. »Ich habe Sie gesucht und leider nicht gefunden. Vor Kummer mußte ich mich dann an einen flüssigen Tröster halten. Sie haben übrigens einen tollen Whisky, mein Freund«, sprach er zu Ron Greenwood.
»Ja, ich hole ihn nur aus einer bestimmten Stadt in Schottland.«
»Und wo?«
»Das verrate ich nicht.«
»Sie Schelm«, lachte Al und legte besitzergreifend einen Arm um Maureen, so daß seine beringte rechte Hand auf ihrer nackten Schulter zu liegen kam und sie den Schweiß fühlte.
»Jetzt werden wir tanzen, kleine Maureen. Die Musik ist genau richtig für mich. Nicht so hektisch und rockig, sondern soft, einschmeichelnd.«
Maureen lachte amüsiert. »Al, Sie kennen ja Worte, einfach sagenhaft.«
»Man bleibt eben jung.« Er zog Maureen vom Geländer weg, die Ronny Greenwood noch einen ergebenen Blick zuwarf.
Der Werbemann lächelte nur falsch. Er wußte selbst, wie man zu reagieren hatte, wenn man einen guten Kunden nicht loswerden wollte. Sollte sich Maureen ruhig ein wenig abstrampeln.
Gedankenverloren wischte er sich ein imaginäres Stäubchen von seinem weißen, mit Goldfäden durchwebten Jackett. Er schaute dem Paar nach, das auf die beleuchtete Tanzfläche zusteuerte.
Der Mann interessierte ihn nicht. Ein Widerling mit viel Geld. Aber er sah Maureen mit dem herrlichsten Gang, den er je bei einer Frau gesehen hatte. Obwohl das Kleid eher wie ein Gewand aussah, war es dennoch so eng geschnitten, daß sich die Bewegungen der Frau deutlich unter dem Stoff abzeichneten.
Greenwood hatte das Gefühl, jede Hautfalte sehen zu können, und seine Lippen begannen nervös zu zucken. Schließlich drehte er sich ab und holte eine Zigarette aus dem goldenen Etui.
Er zündete das Stäbchen an. Den Rauch blies er über das Geländer der Terrasse in die Nacht hinein. Er war froh, daß sie ihn in Ruhe ließen. In den ersten Stunden hatten ihn die Gäste regelrecht belagert, danach war es ruhiger geworden, und es wurde auch nicht mehr so viel über Geschäfte geredet. Man widmete sich angenehmeren Dingen, wie der Suche nach einer passenden Begleiterin. Jetzt hatten sich die Pärchen gefunden, und wer noch immer solo herumlief, der konnte

sich einsargen lassen.

Er überlegte. Die Party war schon ein Erfolg geworden, denn er hatte einige Abschlüsse tätigen können, die ihm viel einbrachten.

Gleich am übernächsten Tag wollte er sich mit den Konditionen näher beschäftigen.

Langsam rauchte er die Zigarette. Es war eine besondere Marke.

Man konnte sie nicht kaufen, sondern mußte sie selbst drehen und sich auch die Tabakmischung herstellen. Der Schuß Marihuana durfte dabei nie fehlen, und den brauchte er auch, denn er machte ihn beschwingt, wenn er an dem Glimmstengel zog.

Er wollte die Zigarette gerade ausdrücken, als er die Bewegung dicht vor seinen Augen wahrnahm. Wie ein winziger Schatten war da etwas vorbeigehuscht.

Der Blick des Mannes richtete sich nach Nordwesten. Dort lag London zu seinen Füßen. Ein gewaltiges Lichtermeer, ein Puzzlespiel aus Licht und Schatten, Treibhaus einer kochenden Volksseele, die nach Vergnügen schrie, und irgendwo in der Ferne stiegen sogar farbige Leuchtraketen in den Himmel, denn dort wurde ein Feuerwerk abgebrannt, wahrscheinlich als Höhepunkt eines Jahrmarkts.

Über der Stadt lastete am Beginn des Wochenendes eine drückende Schwüle. Es gab nicht oft solche Tage. Wenn sie kamen, dann knüppeldick, und da drehten die meisten Menschen durch, vor allen Dingen in den engen Straßen von Soho und mancher ärmlicher Viertel. Hier auf dem Dach könnte man es aushalten.

London, das war der Kessel, hier oben stand Greenwood auf einem kühleren Berg und schaute mit herabgezogenen Mundwinkeln nach unten in die dunkle Schlucht, wo sich das Leben zusammenballte.

Und doch schwitzte er. Sein Seidenhemd klebte auf der nackten Haut. Die dünne Kette mit dem Diamanten vor der Brust schien mit der Brust verwachsen zu sein. Wenn der wertvolle Stein von einem Lichtstrahl getroffen wurde, funkelte er hin und wieder wie ein fern am Himmel stehender Stern.

Wieder die Bewegung.

Greenwood schüttelte wütend den Kopf, denn das Insekt, um etwas anderes konnte es sich seiner Ansicht nach nicht handeln, war dicht vor seinen Augen vorbeigehuscht, machte kehrt und kam zurück.

Er hörte das Summen.

Eine Fliege war es nicht, die brummten nicht so laut, daß war eine Biene.

Aber Bienen in dieser Höhe?

Greenwood konnte das nicht begreifen. So hoch hatten sich die Tiere noch nie verirrt. Wenn er in einem Garten gefeiert hätte, okay, aber hier oben?

Und die Biene war nicht allein.

Eine zweite huschte heran, eine dritte, eine vierte, und sie hatten sich dasselbe Ziel ausgesucht.

Greenwoods Kopf. Sie umschwirrten ihn wie kleine Raketen, das Brummen steigerte sich, und je mehr Greenwood nach ihnen schlug, um so wütender wurden sie.

Da spürte er den Stich.

Von ihm unbeobachtet, hatte es eine Biene geschafft, sich in seinem Nacken festzusetzen. Er stöhnte auf, klammerte sich mit der linken Hand am Geländer fest und legte den Kopf in den Nacken, wobei er die rechte gegen seinen Hals klatschte.

Von der Tanzfläche her hörte er schallendes Gelächter. In diesen Augenblicken kam es ihm wie Hohn vor, und er zischte einen wütenden Fluch durch die Zähne.

Der Stich tat weh. Schmerzen konnte der Mann nun überhaupt nicht vertragen, da reagierte er verdammt sensibel, aber er kam nicht dazu, um Hilfe zu rufen, denn sein Blick war über das Geländer gefallen und hatte sich an einer Wolke festgesaugt.

Einer summenden, sich bewegenden Wolke, die tanzte, kreiste und sich immer mehr der Terrasse näherte.

»Bienen«, flüsterte Greenwood. »Verdammt, Bienen…«

Aber nicht nur eine Handvoll, sondern Hunderte…

***

Er hatte uns gesehen, und wahrscheinlich ahnte er instinktiv, wer in dem Wagen saß, der ihm da den Weg abschneiden wollte.

Deshalb reagiert er eiskalt oder auch panikerfüllt, denn er beschleunigte.

Der Wagen kam mir vor wie ein kompaktes Ungeheuer aus Stahl.

Eine brutale Masse, die unseren Silbergrauen zerwalzen konnte, wenn sie mit voller Fahrt dagegen krachte.

Soweit wollte ich es nicht kommen lassen.

»John, gib acht«, warnte mich Suko. Er hätte sich seine gutgemeinten Worte sparen können, auch so stand ich wie unter Strom.

Die erste Blendung hatte ich überstanden, so konnte ich mich auf das Ausweichen konzentrieren. Ich riß den Bentley nach rechts, zog ihn in eine ganz enge Kurve und weg aus der Fahrtrichtung des heran schießenden Lastwagens.

Das schaffte ich soeben noch, ich hätte keine Sekunde länger zögern dürfen, und zwei Schatten fuhren entgegengesetzt aneinander vorbei.

»Himmel, da haben wir Glück gehabt«, sagte der Chinese und wischte über seine Stirn.

Ich sagte nichts, sondern hielt das Lenkrad fest, denn wir waren in ein Kornfeld gefahren. Es tat mir zwar leid, doch eine andere Möglichkeit gab es für uns nicht, wenn wir dieser ungeheuren

Maschine entkommen wollten.

Ein Bentley ist zwar kein Mähdrescher, aber er rauschte trotzdem hindurch wie eine solche Maschine. Die Halme wurden von der Wucht und der Geschwindigkeit des Wagens geknickt, wir schufen eine Schneise, tasteten uns sekundenlang in der Dunkelheit vor und mußten dann erleben, wie das Innere unseres Wagens hell ausgeleuchtet wurde, als würde die Sonne ihre scharf gebündelten Strahlen hineinschicken.

»Er will uns packen«, sagte Suko und drehte sich auf seinem Sitz um. Der Chinese hatte sich nicht mehr angeschnallt, denn für das, was jetzt auf uns zukam, brauchte er Bewegungsfreiheit.

Ich versuchte in den Spiegeln etwas zu erkennen. Das war nicht möglich, der andere Wagen schien nur noch aus grellen Sonnen zu bestehen, denn Braddock hatte das Fernlicht eingeschaltet, das uns regelrecht überfiel.

Ich fuhr Schlangenlinien.

Dabei mußte ich auch noch beschleunigen, und es war eine wirklich gewagte Fahrweise auf einem Boden, den wir nicht sehen konnten, da er von den Ähren verdeckt wurde.

Suko schaute nur nach hinten und gab seine Kommentare, während der gute alte Bentley hochsprang, zurückfiel, jämmerlich ächzte, sich wieder fing und eine frische Portion Gas bekam, einen regelrechten Energiestoß.

Ich konnte natürlich das Spielchen so weitertreiben und nur Schlangenlinien fahren, aber das hätte nichts gebracht. Schließlich spielten wir hier nicht Räuber und Gendarm, sondern es ging um eine verdammt heiße und gefährliche Sache.

Menschenleben standen auf dem Spiel! Wir mußten alles tun und unsere gesamte Kraft in die Waagschale werfen, damit Braddock nicht zur Entfaltung kam.

Ich konnte nicht erkennen, wann das Feld aufhörte, denn die Scheinwerferstrahlen verloren sich im Wirrwarr der Ähren. Sie wurden von ihnen einfach geschluckt, und so fuhr ich erst einmal die Schlangenlinien weiter.

Hin und wieder gab Suko seinen knappen Kommentar. Seine Stimme klang ruhig, überhaupt nicht nervös. Der Chinese verströmte eine Gelassenheit, die auch mir guttat.

»Er holte jetzt auf«, kommentierte mein Freund.

In der Tat wurde das Licht im Innern des Bentley noch greller. Ein Zeichen, daß der andere näher herankam und das Gaspedal malträtierte. Auch ich sah nicht ein, ihm die Chance zu lassen, damit es an mir vorbeikam, nein, er hatte lange genug sein Spiel gezaubert, jetzt war ich an der Reihe, und ich wollte vor allen Dingen die Wendigkeit des Bentley ins Gefecht schicken.

Suko tat genau das richtige und ließ die Scheibe nach unten fahren. »Sieh zu, daß du seitlich an ihn herankommst und es mir gelingt, zu schießen.«

»Mal sehen.«

Staub wirbelte in den Wagen. Zusammen mit den feinen, spelzigen Körnern der Ähren, die durch unseren Bentley wirbelten und das Atmen zu einer regelrechten Qual machten. Ich mußte husten, und meine Sicht verschlechterte sich.

»Soll ich das Fenster schließen?« rief Suko.

»Nein, versuche ihm eine auf den Pelz zu brennen.«

»Einverstanden, aber dann mußt du anders fahren.«

Da hätte Suko natürlich recht, und ich drehte das Lenkrad nach links. Der Wagen gehorchte gut. Zwar nicht glatt wie sonst, aber auch nicht störrisch schwang der Silbergraue in die Linkskurve.

Für Sekunden wurde es wieder dunkel, die Scheinwerfer des LKWs strichen als helle Lanzen rechts an uns vorbei.

Ich nahm die Kurve eng, sogar sehr eng, denn ich wollte an die Rückseite des Lastwagens gelängen, damit sich Suko die Chance bot, auf die Reifen zu feuern.

Da ich zuviel Gas gegeben hatte, protestierte der Motor mit einem unwilligen Geräusch. Die Reifen wühlten den trockenen Boden auf, sie schleuderten Dreck und Staub in die Höhe, vor uns bewegten sich die Ähren wie Meereswogen. Wir hörten das Knacken und Knistern, wenn sie umgerissen wurden. Ich biß die Zähne zusammen und ließ meinen Fuß auf dem Gaspedal.

Wir packten die Kurve.

Der LKW vor uns war tatsächlich zu schwerfällig. Bis er sich gedreht hatte, befanden wir uns bereits hinter ihm, und jetzt schaltete ich das Fernlicht an, so daß die hellen Streifen an seinem Heck zu kleinen Sonnen explodierten.

»Gut so!« rief Suko. Er drückte sich auf seinem Sitz hoch und streckte den linken Arm durch das Fenster. Der Chinese mußte mit links schießen, was ihm und mir überhaupt nicht paßte, aber sein Sitz befand sich nun mal links vom Fahrer.

Es war ungeheuer schwierig, einen gezielten Schuß abzugeben.

Noch ein weiteres Handicap kam hinzu. Das war der Staub, der wie eine nie abreißende Wolke zwischen unserem Bentley und dem verfluchten Lastwagen lag.

Vielleicht hätte ein anderer geschossen, nicht so der Chinese. Er wollte keine Silbermunition verschwenden, denn den Reifen zu treffen, war bei dieser Schaukelei so gut wie unmöglich. Mein Freund schüttelte den Kopf. »Verdammt, das schaffe ich nicht.«

Konzentriert hockte ich hinter dem Lenkrad. Meine Lippen bildeten einen Strich. »Soll ich näher ran?«

»Das wird kaum helfen.«
»Und dann?«
»Ich versuche ihn zu überholen.« Suko warf mir einen schnellen Blick zu, in dem auch eine stumme Frage lag.
»Ja, verflixt, ich mache es.« Dann gab ich Gas. Der Bentley wurde plötzlich schnell, viel schneller als der LKW, und wir kamen immer näher, wobei der andere wie eine Wand vor uns auftauchte.
Jetzt erst reagierte Braddock. Wie ich vorhin, so versuchte auch er, Schlangenlinien zu fahren. Das schwere Auto schlenkerte von einer Seite auf die andere wurde durchgeschüttelt, hochgeworfen, fiel wieder zurück, mal trieb es weiter, und ich war von einer selten erlebten Verbissenheit erfüllt.
Ich sah nichts anderes mehr, nur diesen verdämmten Wagen, und ich dachte daran, was sich unter der Ladefläche verbarg. Das absolute Grauen, ein gnadenloser Horror und unbeschreiblicher Terror, den ich stoppen mußte.
Rechts wollte ich ihn überholen. Ich mußte noch mehr auf das Gas treten, denn auch der LKW beschleunigte. Der Fahrer wußte, daß es jetzt ums Ganze ging, er setzte alles auf eine Karte, denn auch sein Lebenswerk stand auf dem Spiel.
Irgendwie spürte ich, daß die nächsten Minuten die entscheidenden sein würden.
Das Kornfeld war gewaltig. Ich hatte nicht zurückgeschaut, aber ich konnte mir vorstellen, daß die beiden Wagen seltsame Schneisen hinterlassen hatten.
Und weiter.
»Ja, jetzt hast du ihn!« sagte Suko, als ich mich schon in Höhe des Hinterrades befand, so daß Suko sich aus dem Fenster beugen konnte, um zu schießen.
Doch Braddock war schlau. Irgendwie mußte er geahnt haben, daß wir es zu einer Entscheidung kommen lassen wollten, denn er beschleunigte, und Suko, den Finger schon am Abzug, zog die Waffe wieder zurück.
»Verflucht, es klappt nicht!«
Und ob das klappen würde. So schnell wie dieser unförmige Koloß war ich schon lange.
Wieder gab ich Gas.
Und der Bentley gehorchte prima. Ja, ich kam gut heran, Suko hatte, sich ebenfalls aus dem Fenster gebeugt, schußbereit die Beretta, die Mündung leicht gesenkt, so daß er unter Umständen Glück hatte und die Reifen traf.
Da spielte uns das Schicksal einen Streich.
Zuerst traf es den Lastwagen. Beide sahen wir, daß er in die Höhe geschleudert wurde, als hätten unsichtbare Hände ihn angehoben, Mit

dem Heck stieg er hoch, dann bockte er wie ein störrischer Gaul, schleuderte und kippte gleichzeitig nach links, aber er fing sich wieder.

Ich reagierte zu spät. Vielleicht hätte ich es durch ein Zurücknehmen der Geschwindigkeit noch geschafft, oder auch durch ein plötzliches Bremsen, aber beides war nicht möglich, und so erwischte der Graben uns ebenfalls.

Es war wie bei einer Fußballmannschaft, die 89 Minuten gekämpft hat und dann ein Gegentor bekommt. Plötzlich war die Luft weg, das Ziel verschwand, und die guten 89 Minuten waren vergessen.

So erging es auch uns.

Der Schlag traf den Silbergrauen, als ich mich noch auf den LKW konzentrierte. Vielleicht war es bei uns nicht so schlimm, trotzdem wurden wir durchgeschüttelt, erst in die Höhe geschleudert, stießen gegen den Wagenhimmel, rutschten wieder zurück, sprangen abermals hoch und mußten mit ansehen, wie der Bentley nach vorn kippte und gleichzeitig ein schmerzerfülltes Stöhnen ausstieß, wie ein Leidender, den es erwischt hatte.

Dann stand der Wagen.

Im Graben wohlgemerkt, dazu noch schräg, und die Hinterräder drehten durch.

Ich hatte den Motor abgewürgt. Eine beinahe gespenstische Stille umgab uns, die vielleicht zwei Sekunden anhielt, denn so lange dauerte es, bis wir uns gefangen hatten.

Als diese Spanne vorbei war, da schaute ich wieder den LKW an.

Er hatte es geschafft und befand sich vor uns auf einer schmalen Straße, die zwei Äcker voneinander trennte. Allerdings war es Shawn Braddock nicht gelungen, den Wagen noch so herumzuziehen, daß er mit allen vier Rädern auf dem Weg blieb.

Jeweils das rechte Vorder- und Hinterrad befand sich im Graben.

Und der war tief.

Braddock würde Mühe haben, sein schweres Fahrzeug dort heraus zu manövrieren.

War das unsere Chance?

Uns war nichts passiert, und an Aufgabe dachten wir noch lange nicht. Nein, Braddock mußte gestellt werden, dafür wollte ich unter allen Umständen sorgen.

Fast synchron stießen wir die Wagentüren auf. Ich spritzte rechts, Suko links aus dem Wagen.

Braddock versuchte alles. Er mußte seinen Fuß auf das Gaspedal gesenkt haben, denn der LKW beschleunigte plötzlich, obwohl er sich in einer so schiefen Fahrlage befand.

Er wurde schnell.

Und wir rannten.

Auch ich hatte jetzt meine Beretta gezogen. Wir sprinteten hinter dem schlingernden Wagen, der mal nach rechts, dann wieder nach links abgedrängt wurde, her, doch Braddock schien es leid zu sein, immer über die Felder zu fahren, er wollte auf die Straße.

Als der schwere Lastwagen auf den Weg holperte, da versuchten wir es. Ich blieb stehen, während Suko aus vollem Lauf abdrückte und ebenfalls schräg nach unten hielt, wo sich die beiden Hinterreifen drehten.

Fast gleichzeitig blitzten unsere Waffen.

Es waren peitschende Schüsse, die selbst noch das laute Motorengeräusch übertönten, und die auch ihr Ziel fanden.

Wer von uns die Reifen getroffen hatte, spielte keine Rolle. Für uns zählte allein die Tatsache, daß es geschehen war, und wir erlebten in den nächsten Sekunden Braddocks verzweifelten Versuch, seinen Wagen und damit sich selbst zu retten…

***

Niemand von uns wußte, ob er die Schüsse vernommen und ob er überhaupt gewußt hatte, was da geschehen war. Auf jeden Fall gab er Gas, fuhr weiter, unsere Hoffnungsblase schien schon zu platzen, als es ihn dennoch erwischte.

Zuerst schlingerte der Wagen.

Nach rechts drohte er auszubrechen. Braddock steuerte gegen. Es gelang ihm, das schwere Gefährt wieder unter Kontrolle zu bekommen, doch einen Herzschlag später driftete der LKW nach links.

Dann gab Braddock Gas.

Ein Fehler.

Plötzlich packten die Reifen nicht mehr, das schwere Fahrzeug wurde herumgeschleudert, geriet an den Straßenrand und damit wieder in die Nähe des Grabens.

Die beiden langen Lichtstrahlen führten einen irren, bizarren Tanz auf. Das weiße Licht hüpfte über die Felder, als wollte es der sich anbahnenden Katastrophe eine zusätzliche Beleuchtung geben.

Einmal hatte Shawn Braddock den Graben geschafft, ein zweites Mal packte er ihn nicht mehr.

Der LKW stellte sich an wie ein störrischer Esel. Plötzlich bockte er, schüttelte sich, irgendwo krachte etwas, Blech bog sich, riß vielleicht, und dann legte sich der Koloß unendlich langsam auf die linke Seite.

Es geschah wie im Zeitlupentempo, wir sahen alles, denn wir waren mitgelaufen und mußten auch das Ende erleben.

Schwer krachte der LKW zu Boden.

Es gab einen dumpfen Knall, der Aufprall schüttelte ihn durch, Staub wallte hoch, die Räder drehten sich, der Motor heulte übertourig und verstummte plötzlich.

Aus…

Hatten wir es gepackt?

Beide rannten wir mit langen Schritten auf den Wagen zu. Wir wollten sehen, was mit Braddock war und hätten lieber an der Rückseite bleiben sollen, denn von der Wucht des Aufpralls hatten sich die beiden hinteren Türhälften aus ihrem Schloß gelöst und waren aufgesprungen.

Doch nicht nur sie.

Auch die Käfigtüren waren nicht stabil, als daß sie dem Druck standgehalten hätten. Sie waren ebenfalls aufgesprungen, so daß die Monstren freie Bahn hatten.

Sie verließen ihr Gefängnis, denn inzwischen waren die vier mutierten Arbeitsbienen und auch die unheimlich aussehende Königin aus ihrer Betäubung erwacht.

Wie gesagt, das alles sahen wir nicht, denn wir konzentrierten uns zu sehr auf Braddock.

»Ich hole ihn mir!« rief Suko, zog sich an der Kabine hoch und umklammerte den Türgriff. Es war der rechte, also der der Fahrerseite. Suko wuchtete ihn nach unten, und es gelang ihm tatsächlich, die Tür beim zweiten Versuch aufzureißen.

Der Gegenschwung riß ihn von den Beinen. Als Suko fiel, war ich da und enterte das Fahrerhaus.

Ich sah Braddock. Oder vielmehr sein Gesicht und war entsetzt.

Er schaute mich über den Sitzrand hinweg an, ich las den Wahnsinn und die Besessenheit in seinen Augen und sah, da die Kabinenbeleuchtung brannte, seine gelblich schimmernde Hautfarbe und hörte auch die schrecklichen Geräusche, die er ausstieß.

Ein feines Brummen, ähnlich wie es die Bienen machen, um sich zu verständigen. Auch entdeckte ich seltsame Härchen auf seiner Haut, einen sehr spitzen Mund, aus dem die Zunge zuckend hervorgestoßen wurde, wobei seinen gesamten Schädel ein schneeweißer Haarkranz umloderte.

Ich zog mich höher, denn ich wollte ihn lebend haben und kassierte einen Schlag ins Gesicht.

Er hatte gut getroffen, denn der Hieb traf meine Nase. Ich spürte einen scharfen Schmerz, danach das Brennen und merkte, wie etwas aus den Nasenlöchern rann, über die Oberlippe und in meinen Mund lief.

Blut!

Auch Braddock hatte es gesehen, und er lachte kreischend auf, denn jetzt wollte er mir den Rest geben, aber nicht mit den Fäusten, sondern mit einem Schraubenschlüssel, der sich in der Fahrerkabine befunden hatte.

Er umklammerte ihn mit der rechten Hand, während er sich mit der

anderen abstützte. Beide Hände konnte ich sehen. Mir fielen die schmalen, dünnen Finger auf, auch ihre Haut zeigte einen gelblichen Ton, der schon einen Stich ins Grüne bekam, und ich sah ebenfalls die feinen Härchen auf den Fingern wachsen.

Er holte aus.

Weit konnte er sich nicht nach hinten lehnen, und doch kam der Schlag hart und blitzschnell.

Es gelang mir im letzten Augenblick, den Kopf einzuziehen. Dicht an meinem Ohr wischte der Schraubenschlüssel entlang und hieb auf das Sitzpolster.

Dann packte ich zu.

Ich hatte alles in diesen Griff gelegt. Härte und Schnelligkeit. Mir gelang es, die Hand mit dem Schraubenschlüssel zu umklammern, und eisern hielt ich sie fest. Ich wollte dem anderen keine Chance zu einem zweiten Schlag lassen, sondern ihn kurzerhand mitziehen und vielleicht aus dem Wagen schleudern.

Es wurde ein verbissener Kampf. Er gab nicht nach, ich ebenfalls nicht. Braddock schrie, ich keuchte. Obwohl mein Gegner wesentlich älter war als ich, besaß er überraschend starke Kräfte.

Wahrscheinlich wurden sie aus der Verzweiflung heraus geboren, so daß es keinen schnellen Sieger bei dieser Auseinandersetzung gab.

Mit den Füßen versuchte ich den nötigen Halt zu finden, um eine Grundlage zu bekommen, doch soweit schaffte ich es nicht, denn Sukos Alarmschrei erreichte mich.

»John, die Bienen!«

Seine Warnung schwang noch in der Luft, als mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Unbewußt lockerte ich auch meinen Klammergriff. Diese Chance ließ sich mein Gegner nicht entgehen, er kam frei und drosch sofort wieder zu.

Da allerdings war ich bereits weg, so daß der Schraubenschlüssel zum zweitenmal nur die Sitzkante traf.

Ich fiel zu Boden und setzte mich auf mein Hinterteil. Blitzschnell drehte ich mich, denn es fielen auch Schüsse.

Suko hatte gefeuert.

Etwa fünf Schritte von mir und dem umgekippten Lastwagen stand er entfernt, die Beretta hielt er im Anschlag und er feuerte auf die gefährlichen Mörderbienen, die sich über uns in der Luft befanden. Vier von ihnen sahen so aus wie die Biene in der Wohnung von Mrs. Whiteside, eine andere jedoch, die fünfte, raubte uns fast den Atem, als wir sie betrachteten.

Es war grauenhaft…

Sie war gewaltig, so groß wie ein Mensch, und sie schwebte etwa vier Yards über uns. Ein gefährliches Monstrum, das nicht ruhig flog, sondern ein heftiges Summen ausstieß, das mich schon an das

Brummen eines Flugzeuges erinnerte.
Grauenvoll war diese Mutation anzusehen, mit gewaltigen Flügeln, die auch hier irgendwie gläsern wirkten und einen lichtreflektierenden grünen Panzer bildeten.
Suko hatte eine Biene getroffen.
Sie torkelte durch die Luft, aus einer Wunde quoll eine undefinierbare, geleeartige Masse, die in einem langen Faden zu Boden rann und dort in dicken Tropfen niederfiel.
Auch ich griff in die Auseinandersetzung ein, kam auf die Füße, zog die Beretta, die ich vorhin weggesteckt hatte und suchte ebenfalls ein Ziel.
Das gelang mir nicht. Als hätten die Bienen erkannt, daß sich ihnen eine unheimliche Gefahr näherte, so zogen sie sich zurück, stiegen blitzschnell und steil in den dunklen Himmel und wurden schon bald von der Finsternis verschluckt, so daß wir sie nicht mehr sehen konnten.
Die Bienen flohen oder aber formierten sich zu einem neuen Angriff. So gut es ging, suchten Suko und ich mit unseren Blicken den Himmel ab, doch von den Mordinsekten war nichts zu sehen.
Ich hob die Schultern. Diese Bewegung sagte alles. Dann ging ich an die Rückseite des Wagens und warf einen Blick auf die Ladefläche.
Beide Türen waren aufgeplatzt. Auch die der Käfige. Braddock hatte den Wagen in der Tat raffiniert umgebaut und alles vorbereitet.
Ich ging rasch wieder zurück, da die Zeit doch sehr drängte, denn ich dachte auch daran, daß Braddock sich noch auf freiem Fuß befand. Ich hörte ihn greinen.
Gegen Suko war er nicht angekommen. Als ich die offene Wagentür am Führerhaus erreichte, zog der Chinese den Imker soeben hervor. Neben Sukos Füßen lag der Schraubenschlüssel, den Braddock sicherlich gegen den Inspektor eingesetzt hatte.
Er war noch immer nicht am Ende, wehrte sich, indem er um sich schlug und auch trat, so daß Suko Mühe hatte, ihn zu bändigen.
Bis ich kurzen Prozeß machte und dem Mann Handschellen anlegte. Erst jetzt wurde er ruhiger, hockte sich auf den Boden und stierte zwischen seine Beine.
»Wisch dir mal das Blut ab«, sagte Suko, bevor er den Gefangenen packte und auf die Beine stellte.
Erst jetzt spürte ich wieder die Schmerzen an meiner Nase. Ich tastete über das Nasenbein und versuchte festzustellen, ob etwas gebrochen war. Zum Glück nicht. Zwar hatte ich nicht gerade Knochen aus Stahl, aber meiner hatte den Schlag ausgehalten.
Suko kümmerte sich um Shawn Braddock. Er hatte ihn am Nacken gepackt und schob ihn vor sich her, während wir auf den Bentley zugingen und dabei unsere Fragen stellten.

»Wo wollen die Bienen hin?« fragte Suko.
Braddock lachte nur und schüttelte seinen Kopf mit der weißen Mähne. »Rede!« knurrte ich.
Er lachte so hoch und kichernd wie ein kleines Kind. »Weg!« hechelte er, »sie fliegen weg.«
»Ohne Ziel?«
»London ist groß!«
Da hatte er ein wahres Wort gesprochen, und mir ging diese Antwort verdammt unter die Haut.
In London standen den verfluchten Mordbienen alle Türen offen, da konnten sie Unheil anrichten, sich über die ahnungslosen Menschen stürzen und ein Chaos verbreiten.
Wir erreichten unseren Wagen. Schräg stand er im Graben. Jetzt konnte ich nur darauf vertrauen, daß man beim Bau des Autos gute Materialien verwendet hatte und der Silbergraue nicht mit einem Achsenbruch liegengeblieben war.
Während Suko auf den Gefangenen achtete, schaute ich mir die Bescherung an.
Nein, da war nichts mehr zu machen. Mit diesem Fahrzeug würden wir die Strecke nach London nicht schaffen, denn ohne Hilfsmittel bekamen wir ihn nicht aus dem Graben.
Verfluchter Mist, denn inzwischen näherten sich die Bienen bereits der City.
Ich drängte mich nur halb aus dem Fahrzeug und schaute schräg zu Suko hoch. »Keine Chance wegzukommen.«
»Und jetzt?«
»Ich telefoniere mit dem Alten.«
Sir James mußte irgendwie geahnt haben, daß da noch etwas auf ihn zukam, denn er hatte neben dem Telefon gesessen und hob bereits beim ersten Durchläuten ab.
»Sir, wir haben den Initiator«, begann ich mit einer guten Meldung und vernahm die Zustimmung meines Chefs. Danach jedoch bekam er die negativen Neuigkeiten schonungslos von mir unter die Weste gejubelt. Sir James hörte zu. Kein Wort des Vorwurfs drang über seine Lippen. Er erkundigte sich nur danach, ob wir tatsächlich festsaßen.
»So ist es, Sir, ohne Hilfe bekommen wir den Silbergrauen nicht mehr flott.«
»Soll ich einen Hubschrauber schicken?«
Ich lächelte, denn der Alte hatte noch immer sehr gute Ideen.
»Das wäre natürlich ideal, Sir.«
»All right, geben Sie Ihren Standort durch.«
Ich tat es, so gut ich konnte. Danach beschäftigten wir uns mit den Bienen. Sir James sah die Gefahr. Er schätzte sie auch richtig ein, denn er wollte Alarm geben.

»Großalarm?« fragte ich.

»Ja. Allerdings nur bei der Polizei. Man soll den Himmel beobachten und auch die großen Straßen unter Kontrolle halten. Irgendwie werden die Bienen sich bemerkbar machen. Es kann zu einer Panik kommen, die uns den Weg zur richtigen Stelle weist.«

Der Vorschlag war gut, wenn er auch Risiken in sich barg. Aber ohne Risiko lief eben nichts, nicht in diesem verdammten Fall, der uns so auf den Nägeln brannte.

Ich holte tief Luft. »Wann ungefähr könnte der Hubschrauber bei uns sein?«

»Ich machte die Männer sofort mobil. Rechnen Sie mit einer Viertelstunde, John, und wir halten zudem Kontakt.«

Mein Chef wünschte uns noch alles Gute, und seine Stimme klang belegt, das hatte ich deutlich herausgehört. Suko wartete neben dem Wagen. Er hatte nicht alles mitbekommen, was gesprochen worden war, und so erklärte ich ihm, was ich mit Sir James vereinbart hatte.

»Ein Hubschrauber ist ausgezeichnet«, sagte er und warf einen Blick auf unseren Gefangenen. »Sollen wir ihn mitnehmen?«

Ich schaute auf den Kerl, der sich hingesetzt hatte und breit grinste. »Nein, den lasse ich von einem Streifenwagen abholen. Wahrscheinlich wird er den Rest seines Lebens in einer Klinik verbringen, wo er meiner Ansicht nach auch hingehört.«

»Klinik! Klinik!« schrie Braddock.

»Nicht in eine Klinik, ich will in einen Käfig, denn ich bin eine Biene!« Er begann irre zu lachen, so daß wir uns schaudernd abwandten. Diesem Mann war nicht mehr zu helfen.

***

Sie flogen der City entgegen!

Voran die gewaltige menschengroße Riesenbiene. Ihre übergroßen Flügel bewegten sich hektisch, aber in einem stetigen Rhythmus und gleicher Vibration. Ein seltsam hell klingendes Rauschen war zu hören, als sie durch die Luft schwirrte und den Weg angab, den auch ihre drei Begleiter zu fliegen hatten.

Drei waren es nur. Einer lag tot und verwest irgendwo auf einem Acker. Die Königin hatte genau gesehen, wie zwei Männer ihre Dienerin erschossen hatten, mit seltsam hellen Kugeln, die das mutierte Leben radikal zerstörten.

Aber sie würden die Männer finden, das hatte sie sich fest vorgenommen, und dann bekamen sie keine Chance. Vielleicht brauchte sie auch nicht zu suchen, denn die beiden würden sicherlich von allein ankommen, das waren die richtigen Jäger.

Sie sah die Lichter.

Unter ihnen glitzerte und strahlte es. Manche Leuchtpunkte lagen

sehr tief, verschmolzen fast mit dem Boden, andere wiederum standen höher in der Luft und bildeten regelrechte Muster, die eine leuchtende Geometrie zeigten oder sich wie Perlen auf einem schnurgeraden Band aneinander reihten.

Es war schwül und drückend. Ein Gewitter lag in der Luft. Noch war kein fernes Wetterleuchten zu erkennen, aber es hatten sich erste Wolken gebildet. Hauchdünn nur schwebten sie über den Bienen, kleine Inseln in einem Meer der Schwärze.

Die Königin selbstverständlich an der Spitze, hinter ihr die Dienerinnen, wobei sie ein Dreieck bildeten, das vom Boden aus jedoch nicht zu sehen war.

Aber die Bienen sahen. Vor allen Dingen das Licht, denn sie wußten mit ihrem sicheren Instinkt, daß Licht Leben bedeutet, und Leben, das waren Menschen — Opfer!

Und Opfer brauchten die Bienen, um ihren schrecklichen Keim zu säen. So sah es aus, und sie würden sich durch nichts und von keinem abhalten lassen.

So flogen sie weiter und suchten sich ihr Ziel aus. Aber sie wurden bemerkt. Schon längst hatten ihre normalen Artgenossen die Schwingungen der mutierten Bienen aufgenommen. Auf geistiger Ebene begegneten sie sich, und sie hörten die Befehle einer mächtigen Königin.

Überall rotteten sich die normalen Bienen zusammen. Sie empfingen die Rufe einer fremden, ihr aber doch so nahen Königin und folgten ihr. Dabei ließen sie alles im Stich, kümmerten sich nicht mehr um die schlafenden Blüten, stiegen hoch aus weiten Blumenfeldern und Gärten, und wurden unruhig in ihren Käfigen und Bienenhäusern der Imkereien, wo sie allerdings nicht herauskonnten.

Aber auch die Masse der anderen Bienen reichte. Die Ausstrahlung der Königin war natürlich nicht so stark, als daß sie hätte alle Bienen Londons erreichen können, das wollte sie jetzt auch nicht. Später würde sie zum großen Schlag ausholen.

Die Bienen kamen. Zuerst nur vereinzelt stießen sie aus der Dunkelheit zu den anderen hoch. Dann wurden die drei Killerbienen von ihnen umschwirrt, sie rotteten sich zu Wolken zusammen und reihten sich ein in die Formation.

Das Ziel lag klar vor ihnen. Sie wollten Menschen, und sie wollten dorthin, wo sie sie fanden.

Ein besonders helles Licht stach der Königin ins Auge. Es schwebte hoch in der Luft, eine strahlende Insel in einem hohen, dunklen Turm, und eine freie Insel!

Das allein zählte. Sie brauchten keine Hindernisse zu überwinden.

Die Königin hatte dafür einen Blick, und abermals gab sie ihre Befehle, die nur die normalen Bienen erreichten, während sie und die

Mordinsekten zurückblieben.
Den Schrecken sollten zuerst die normalen Bienen einjagen und die Menschen durcheinanderbringen. Wenn dies geschehen war, dann würden die Killer-Insekten in diese Lücke hineinstoßen…

***

Ron Greenwood glaubte an eine Täuschung. Er rieb seine Augen, glaubte, sich getäuscht zu haben, aber das Bild war nicht wegzuwischen. Es blieb. Vor ihm tanzte eine gewaltige Wolke, von der ein sattes, aber auch gefährliches Brummen zu ihm herüber dröhnte, das Ähnlichkeit mit dem Summen von Bienen aufwies.
Und es waren Bienen, dessen konnte sich der Mann sicher sein. Er bekam Angst. Hatte er nur allein diese kleinen Insekten bemerkt, und waren die anderen ahnungslos?
Er drehte den Kopf, schaute über die Terrasse und blickte auch zur Tanzfläche hinüber.
Dort lief alles normal ab. Die Band spielte, leise Klänge schwangen über die Terrasse, man tanzte, irgendwo im Hintergrund lachten Frauen, Gläser schwangen mit hellem, melodischem Klang gegeneinander, und am Pool tummelten sich drei Nackte. Ein Schauspieler trieb es mit zwei Mädchen. Sie warfen sich gegenseitig ins Wasser.
Selbstverständlich war die große Glasfront zur Wohnung hin geöffnet. Die Gäste hatten freien Eintritt in die Räume des Penthouses, aber nicht nur die Gäste, auch die Bienen würden sich, falls sie angriffen, dorthin verirren können.
Davor fürchtete sich Greenwood noch stärker, und er schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn ausgegossen.
Wieder schielte er zum Himmel.
Hinter dem dunklen, tanzenden Schwarm sah er noch etwas.
Umrisse, ein wenig verschwommen, nicht zu identifizieren, aber auch seltsame Flugkörper, wie er feststellen mußte.
Bienen?
Nein, so große Bienen gab es nicht. Auf keinen Fall waren das Bienen, sie sahen eher aus wie Vögel, die den Bienenschwarm begleiteten oder schützen wollten, eine andere Erklärung hatte er einfach nicht.
Ronny Greenwood glaubte, eine Stunde auf dem Fleck gestanden zu haben, dabei waren es nur Minuten gewesen, allerdings Minuten, in denen er sich zu keiner Entscheidung hatte hinreißen lassen können. Er wußte nicht, was er machen sollte, denn er hatte Angst, sich vor den anderen zu blamieren.
Ja, es konnte sich als völlig harmlos herausstellen, die anderen würden ihn auslachen, damit ging auch sein Image flöten, dies wollte

er auf keinen Fall erleben.

Zwei leicht angetrunkene Männer kamen auf ihn zu. Sie stammten aus der Filmbranche, hatten sich eingehakt und lachten albern, als sie über die Terrasse schritten.

»He, Ronny, von dir hört man so wenig. Was ist denn los, alter Junge?«

Greenwood zuckte regelrecht zusammen, als er angesprochen wurde. »Was soll schon sein? Nichts.«

Die beiden blieben stehen. »Das glauben wir dir nicht, Süßer. Hat man dich verlassen? Komm mit uns, wir wissen was Schönes.«

»Nein, laßt mich.«

»Pech, mein Junge, wirklich…«

»Da schau mal, Nick.«

Der Mann, der bisher geredet hatte, war von seinem Freund angesprochen worden und drehte den Kopf. »O shit«, stöhnte er und schüttelte den Kopf.

Auch Ron Greenwood stand vor Entsetzen starr. Er schluckte ein paarmal, öffnete seine Augen, so weit es ging, und er wollte trotzdem nicht glauben, was er da sah.

Es waren die Bienen, aber sie bildeten keine Wolke mehr, sondern einen dreieckigen flachen Keil, ähnlich wie ein Düsenjäger geschnitten. Ihr aggressives Summen steigerte sich zu einem gewaltigen Brausen, das auch die Klänge der Musik noch über tönte.

»Verdammt, die greifen an!« brüllte Nick, als er sah, daß sich die Tiere auf die Terrasse stürzen…

***

Der Pilot des Hubschraubers hatte gut reagiert. Da die Scheinwerfer der Wagen brannten, hatte er einen Bezugspunkt, wo er die Maschine aufsetzen konnte.

Diese Landehilfe reichte aus, um den Hubschrauber sacht vom Himmel auf die Erde schweben zu lassen.

Er kam nicht auf dem Kornfeld herunter, sondern ein Stück davor, wo sich eine Wiese ausbreitete. Wir warteten, bis die Rotorblätter zusammengefaltet waren und liefen auf die Maschine zu, deren Ausstieg aufschwang und der Pilot die Maschine verließ.

Wir hatten inzwischen unsere Waffen überprüft, die Berettas neu geladen, und ich hatte mir auch meinen Bumerang eingesteckt.

Den Koffer ließ ich im Wagen zurück. Auf Desteros Schwert konnte ich ja nicht mehr zurückgreifen. Es war durch einen unglückseligen Zufall von dem Bumerang vernichtet worden, wobei es Bill Conolly noch zusätzlich das Leben gerettet hatte.

Wir wiesen uns aus, damit der Pilot auch Bescheid wußte. »Sollen wir sofort fliegen?« fragte der Mann.

»Ja.« Der Streifenwagen war längst eingetroffen. Die beiden Beamten hatten Braddock zusätzlich noch die Beine fesseln müssen, weil er immer noch tobte, auch wenn man ihn in den Wagen verfrachtete. Sie wollten ihn in eine sichere Zelle bringen.

Dort war er meiner Ansicht nach am besten aufgehoben.

Der Hubschrauber war geräumig genug, um uns drei aufnehmen zu können. Wir nahmen hinter dem Piloten Platz, der sich noch mit seiner Leitstelle verständigte, sich dann umdrehte und uns eine Meldung frisch von Sir James durchgab. Die Frequenzen waren jetzt untereinander kurzgeschaltet worden, damit es nicht zu Schwierigkeiten bei der Informationsübermittlung kommen konnte.

Ich hob die Schultern. Einen so schnellen Erfolg hatten wir nicht erwartet, höchstens erhofft, aber man kann nicht alles haben.

Wir starteten.

Das Rotorgeräusch und das Flappern der Blätter war uns sehr bekannt. Dafür waren wir schon zu oft mit einem Hubschrauber geflogen oder hatten ihn selbst gelenkt.

Wir stiegen hoch!

Hinein in eine tiefe Schwärze, denn der Himmel war bedeckt, und wir sahen weder einen Mond noch das Heer der Sterne. Nur die Dunkelheit um uns herum.

Durch das Glas schaute ich nach unten.

Wattig kamen mir die Finsternis und die Schwärze vor. Ohne Grund und auch gefährlich.

Für einen Moment hatte ich nur das Gefühl und schloß die Augen.

Sekunden der Entspannung, des Leerlaufs, denn die letzte Stunde hatte es verdammt in sich gehabt. Ich fühlte mich erschöpft, ein wenig ausgelaugt, vielleicht tat auch die Schwüle ihr übriges, denn im Hubschrauber war es wie in einer Sauna.

»Schläfst du?« Suko mußte laut sprechen. Er beugte sich im Hosenträgergurt zur Seite.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe nur ein wenig nachgedacht.«

»Hast du Erfolg gehabt?«

»Es geht.«

»Wir werden sie packen, John. Vielleicht weiß diese Riesenbiene auch, wer ihre Gegner sind. Möglicherweise kommt sie von allein auf uns zu. Dann haben wir sie.«

Ich war nicht so optimistisch. »Allein wird die nie kommen. Sie weiß, daß sie leicht zu überlisten ist. Die bringt ihre Dienerinnen mit, verlaß dich drauf.«

»Wir haben ja die Salbe im Gesicht.«

»Bestimmt ist die Wirkung verflogen.«

»Dann werden wir uns eben neu einschmieren. Suko griff in die Tasche und holte die Tube hervor. Die habe ich mitnehmen können«,

sagte er.
»Mrs. Golding hatte noch eine in Reserve.«
Meine Augen strahlten. Wir konnten nicht erkennen, ob der Pilot zuschaute, als wir uns einrieben, sicherlich hätte er sich gewundert, aber das war egal.
Abermals stanken wir penetrant. Wir rieben auch die Arme, Hände und den Hals ein. Die Bienen sollten keine Chance bekommen, sich auf irgendwelchen freien Körperstellen niederzulassen.
Wohin wir flogen, wußte keiner von uns, denn ein festes Ziel hatten wir nicht. Die Generalrichtung hieß London, denn dorthin mußten sich auch die Bienen orientiert haben.
Noch kreisten wir über den südlichen Vororten. Allerdings hatte die Zahl der Lichter schon zugenommen. In dieser Nacht ging man erst in der frühen Morgenstunde schlafen, man hielt sich so lange wie möglich im Freien auf, um vielleicht ein wenig kühlere Temperaturen zu erhaschen.
Irgendwo dort unten lebten auch die Conollys. Sie hatten ihren Bungalow ebenfalls in den Süden der Riesenstadt gesetzt, dort waren sie ungestört von dem großen Trubel.
Natürlich hielten wir auch Ausschau nach den Bienen. Aber in der Dunkelheit war kaum etwas zuerkennen. Wir sahen nur den Widerschein der Positionsleuchten des Hubschraubers.
Ich ließ mir einen zweiten Kopfhörer geben, damit ich den Sprechverkehr mit anhören konnte. Für einen Neuling wie mich war es schwer, deutliche Worte innerhalb des Kauderwelchs auszumachen, ich mußte schon genau lauschen, um System in den Sprachenwirrwarr zu bekommen.
Sir James Powell hatte in der Tat Großalarm gegeben. Laufend vernahm ich Meldungen. Die Polizisten, die in dieser schwülen Nacht unterwegs waren, entdeckten vieles andere, aber keine Bienenschwärme.
Am häufigsten mußten Schlägereien geschlichtet werden. Es kam aber auch zu Messerkämpfen und sonstigen Prügelszenen.
Dann aber meldete sich Sir James.
Seine Stimme erkannte ich sofort. Bevor der Pilot antworten konnte, sprach ich bereits durch das kleine Mikro, das dicht vor meinen Lippen schwebte.
»Sir, Sie brauchen Sie nicht…«
Der Superintendent ließ mich nicht ausreden. »Ein Alarmanruf, die Bienen greifen an.«
»Wo?«
»Nähe dem Normand Park. Bramber Road 18. Es ist ein Penthouse, wo eine Party gefeiert wird. Ungefähr 50 Personen.«
»Verdammt!« flüsterte ich.

»Wo befinden Sie sich jetzt?«
Ich befragte den Piloten. Der gab den ungefähren Standort durch, und wir hatten Glück.
»In drei Minuten können wir dasein, SW«
»Fliegen Sie noch schneller. Der Mann, der die Party gibt, heißt Ron Greenwood. Und viel Glück.«
Ich brauchte dem Piloten nicht erst zu sagen, was er zu tun hatte.
Er wußte es auch so, legte den Hubschrauber auf die Seite und steigerte die Geschwindigkeit…

***

Es war grauenhaft!
Die Mörderbienen kamen so überfallartig wie ein plötzliches Gewitter mit Orkan.
Den ersten gellenden Schrei stieß das Girl am Pool aus. Es kreischte nervenzerfetzend, während ihre Freundin und der Mann sich im Wasser befanden. Im Nu wurde die Nackte von der Wolke umschwebt, die zusammensank und dann die Körperformen des Girls annahm.
Die Kleine schrie zum Steinerweichen.
Auch die Band hörte auf zu spielen. Der letzte Ton verklang mit einem schrillen Heulen. Erst jetzt war zu hören, wie gefährlich die unheimlichen Bienen vorankamen. Die Luft zitterte unter dem gewaltigen Brausen und Brummen, das den Menschen wie ein Sturmwind aus der Hölle vorkommen mußte.
Am Pool brach das Mädchen zusammen.
Das sah auch noch Ron Greenwood, bevor er sich auf dem Absatz herumwarf und mit eingezogenem Kopf quer über die Terrasse lief, verfolgt von einem Dutzend Bienen, die den Pulk ihrer Artgenossinnen verlassen hatten.
Um seine beiden Gesprächspartner kümmerte er sich nicht mehr.
In diesen Augenblicken war sich jeder selbst der nächste.
Kaum hatte er die Terrasse hinter sich gelassen und die Schwelle zu seiner Wohnung überschritten, kam es zur Karambolage.
Andere Gäste, die sich in den Räumen aufgehalten hatten, waren von den Schreien gestört worden. Einige Mädchen waren mehr als locker bekleidet. Zwei blonde Käfer trugen nur ihre nackte Haut.
Stimmenwirrwarr.
»Was ist los?«
»Verdammt, warum schreit ihr?«
Ein hohes Kreischen. »Da, die Bienen!«
Etwa zwanzig Personen ruckten herum, schauten auf die Terrasse, wo sich der dunkle Schwarm jetzt ausgebreitet hatte und über die Menschen herfiel.
Die Musiker ließen ihre Instrumente im Stich. In wilder Panik

rannten sie weg, und sie taten genau das richtige, in dem sie den Weg zum Pool einschlugen.

Kopfüber warfen sich die vier Leute in die Fluten, tauchten unter, denn ins Wasser trauten sich die Bienen nicht.

Dafür hatten sie zwei andere Opfer. Nick und sein Freund waren nicht so schnell weggekommen, die Bienen hatten sie erreicht.

Die Insekten umschwirrten die beiden.

Ihre Todesschreie waren schlimm. Niemand konnte sie hören, die meisten Gäste hielten sich die Ohren zu.

»Flieht doch!« brüllte Ron Greenwood, der einen Telefonhörer ans Ohr gepreßt hielt und die Notrufnummer der Polizei wählte. Er war zwar kein großer Freund der Uniformierten, aber hier konnten nur sie helfen.

Sein Schreien wurde gehört.

Doch auch die Bienen ahnten, was die Menschen vorhatten. Sie wollten es dazu nicht kommen lassen. In mehrere Wolken teilten sie sich auf. Das breite versenkbare Fenster hatte eine so große Öffnung hinterlassen, daß die Bienenwolken nebeneinander in das dahinter liegende Zimmer schwirren konnten.

Jetzt fing die Panik erst an. Während Ron Greenwood hoffte, daß, man ihn am Revier verstanden hatte, jagten die Bienen auf ihre Opfer zu. Und es waren genug da, denn niemand hatte die Party vorzeitig verlassen. Vielleicht befanden sich einige in den Nebenräumen, aber 30 Personen waren bestimmt versammelt.

Plötzlich rannte eine Rothaarige auf Ron Greenwood zu. Es war Maureen. Verfolgt von den Insekten schlug sie wie irre um sich und schrie auch so.

»Ron, Ron! Hilf mir!« Ihr Gesicht war eine Maske des Schreckens.

Die rot geschminkten Lippen hatten sich verzerrt, und sie leuchteten wie eine klaffende Wunde. Das Kleid war an der Schulter zerrissen, und einige Bienen umschwirrten Maureen.

Ronny Greenwood schien nicht zu hören. Er stand wie erstarrt da und hatte eine Hand auf dem Telefonhörer liegen. Die Finger umkrallten dabei den Apparat, als wäre er etwas ungemein Kostbares.

Greenwood starrte ins Leere. Für einige Sekunden hatte er völlig abgeschaltet, er befand sich in einem Vakuum, während um ihn herum das Chaos tobte. Erst als Maureen ihn an der Schulter schüttelte, erwachte er.

Er sah dicht vor sich das Gesicht der Frau, diese verzerrte Fratze aus Schminke und Tränen, und er sah die Bienen, die ihren Kopf umschwirrten. In einem Anfall vor Zorn schlug er nach einem Insekt, bevor er sich in den Wulst der langen roten Haare hinabsenken konnte. Die Biene starb.

»Tu was!« schrie Maureen. »Verdammt, tu was! Du bist doch sonst

immer der große Meister. Jetzt beweise mal, wo es langgeht.«

»Laß mich in Ruhe.« Greenwood schaute sich wild um. Die Bienen waren überall. Wie kleine Raketen jagten sie in einem gewagten Zickzack-Kurs durch das Zimmer und fanden natürlich ihre Opfer.

Es war nicht einfach, innerhalb dieses Durcheinanders die Beute zu finden, zudem standen sich die Menschen gegenseitig im Weg.

Auch Greenwood wurde zweimal gestochen. Es machte ihm nichts aus, er merkte es wohl, aber er registrierte es nicht so, denn irgendwie hatte der plötzliche Überfall eine Faszination für ihn bekommen.

Das war für ihn, den Künstler, wie ein lebendiges Gemälde, das sich jeden Augenblick veränderte und auf dem die Akteure immer andere Posen einnahmen, als von dem Maler gewollt.

Er lächelte sogar, und er mußte mit ansehen, wie der Mann zu Boden ging, der sich so sehr um Maureen bemüht hatte. Beinahe freudig nahm Ron das Ereignis auf.

Al, er hatte sich ja so um Maureen gekümmert, war nur noch ein wimmerndes Bündel. Auf ihn hatten es die Bienen besonders abgesehen, sie umschwirrten ihn wie die Planeten die Sonne.

Auf die Knie war Al gefallen. Er beugte seine Arme vor und stützte sich ab, während aus seinem offenen Mund Speichel rann und zu Boden tropfte.

Er heulte und jammerte. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, und wie kleine Raketenkörper stießen die Bienen auf ihn zu. In einer unendlich langsamen Bewegung drehte er den Kopf und wandte sein Gesicht Maureen zu, die zwar selbst von den Bienen gestochen worden war, nun aber in das Gesicht des anderen schaute und einen regelrechten Schreikrampf bekam.

Die Bienenstiche hatten ihre Spuren hinterlassen und aus der Haut nur eine aufgequollene Masse gebildet, die rötlich violett schillerte.

Er wollte schreien, das war genau zu sehen, aber er bekam keinen Ton hervor, nicht einmal ein Krächzen drang über seine Lippen, auf die sich jetzt zwei Bienen setzten und zustachen.

Der Mann schrie zum Steinerweichen. Dann kippte er nach vorn, schlug schwer auf und blieb liegen.

»Tot, tot, tot!« brüllte Maureen hysterisch. »Er ist tot, verdammt. Und du.«

Sie wandte sich zu Greenwood um. »Du verdammter Kerl bist schuld.«

Greenwood hörte gar nicht. Er schaute auf die anderen Partygäste, die einen verzweifelten Kampf gegen die Übermacht der Bienen führten. Die Menschen hatten sich bewaffnet. Sie schlugen mit Kissen um sich oder mit anderen Gegenständen, die ihnen in die Hände fielen.

Da war kaum noch etwas heil geblieben. Die Glasscheibe eines

antiken Schranks war in zahlreiche Einzelteile zersprungen.

Wertvolles Porzellan lag zertrümmert am Boden, die Zimmer glichen einem regelrechten Schlachtfeld.

Und die Angst nahm kein Ende. Es hatten sich zu viele Menschen in dem Raum aufgehalten und das Grauen herausgefordert.

Keiner überlegte mehr klar, jeder versuchte sich zu retten. Einige rannten bereits in wilder Panik nach draußen, wobei auch eine Frau mitlief, von Bienen verfolgt, die dann hart zustachen und sie zum Wanken brachten. Zwei Liegen standen der Frau im Weg. Sie stolperte darüber, fiel lang hin und wurde ein sicheres Opfer der Insekten.

Das alles hatte nur Sekunden gedauert. Eine Spanne, in der Ron Greenwood all seine Eindrücke in sich aufnahm, die wie Bilder bei ihm einrasteten.

Nie würde er den Schrecken vergessen. Er sah die Menschen rennen und hatte selbst eine Idee.

Er mußte aus dem Zimmer raus. Die einzige Chance war die Terrasse und der Pool.

Bienen scheuen das Wasser. Das wußte der Mann. Und er dachte auch nicht lange nach, aber er wollte Maureen mitnehmen.

Bevor sie sich versah oder irgend etwas unternehmen konnte, war er bei ihr, packte sie am Handgelenk und schleuderte sie herum.

»Was ist?« schrie Maureen.

»Weg!«

»Nach draußen?« Sie drehte dabei den Kopf, und Greenwood wußte, was sie damit andeuten wollte. Dagegen hatte er etwas.

Er wußte, daß die Bienen so schlau gewesen waren und den Weg zur Wohnungstür, beziehungsweise ins Treppenhaus verlegt hätten. Sie standen dort wie eine Wand und würden keinen durchlassen.

»In den Pool!«

Maureen riß in ihrem verquollenen Gesicht die Augen weit auf. Sie begriff es nicht, das spielte auch keine Rolle. Hauptsache, sie weigerte sich nicht.

Mit einem heftigen Ruck riß er Maureen an sich. Dann sprintete er los und schaute auch nicht nach, ob die Frau auf den Füßen blieb, er wollte nur weg und mußte durch eine kleine, aber dichte Bienenwolke.

Er stürzte sich hinein. Todesverachtung zeichnete seine Gesichtszüge, hinter sich hörte er Maureen schreien, und er brüllte ebenfalls seine Angst hinaus.

Sie schafften es, den Schwarm zu durchqueren, sahen dicht vor sich einen Mann, und Ron Greenwood räumte ihn mit einem Schlag aus dem Weg, bevor der Mensch sich an ihn klammern konnte.

Die Idee mit dem Pool hatten auch einige Gäste vor ihm gehabt.

Er war nicht leer, und es schwammen auch nicht nur die vier

Musiker darin, sondern noch fünf andere Gäste.

Der Pool war belagert. Dicht über der Wasseroberfläche führten die Bienen ihre Tänze auf und warteten darauf, bis ein Kopf aus dem Wasser hochstieß, um sich blitzschnell auf das Gesicht zu setzen und zu stechen.

Es waren gespenstische Bilder, denn die Menschen wehrten sich, wenn sie Luft holten. Sie schlugen um sich, ihre Arme wehrten sich, wenn sie Luft holten. Die schlugen um sich, ihre Arme peitschten durch die tanzenden Schwärme, hieben auch auf die Wasserfläche und konnten es doch nicht vermeiden, daß die Insekten immer wieder neue Stellen fanden, die sie noch nicht gestochen hatten.

Es war ein grausamer Kampf, Sieger konnten an sich nur die Bienen bleiben, aber jeder hoffte, daß irgendwann die Polizei eintraf und dem Spuk ein Ende bereitete.

Ronny Greenwood jagte über die Reste des umgestürzten Buffets, rutschte fast noch auf einer weißrosa schimmernden Sauce aus, sah Girlandenfetzen vor seinen Augen baumeln und bunte Glühbirnen, die gegeneinander schlugen.

Nur wenige Schritte bis zum Rand des Pools. Greenwood steigerte noch einmal seine Geschwindigkeit, denn er wollte sich so dicht vor dem Ziel nicht abfangen lassen und bemerkte, kurz bevor er sich abstieß, etwas Schreckliches und Unheimliches.

Aus dem dunklen Himmel stießen gewaltige Monstren.

Es waren Riesenbienen!

Zuerst wollte er es nicht glauben. Der Anblick hatte ihn so getroffen, daß er, ohne sich darüber bewußt zu werden, einfach stehenblieb, die fast armgroßen Bienen anstarrte und hinter ihnen ein noch gewaltigeres Monstrum sah.

Ebenfalls eine Biene.

Nur so groß wie ein Mensch!

So etwas hatte er noch nie gesehen und sich auch nicht in seinen kühnsten Träumen vorstellen können. Das war unwahrscheinlich, er schien zu versteifen und bemerkte nicht, wie groß die Gefahr für ihn plötzlich wurde.

Dann reagierte Maureen.

Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, und ihr war ebenfalls klar, daß sie jetzt etwas unternehmen mußte, wollten sie nicht völlig den Killer-Bienen ausgeliefert sein.

Bevor sich Ron Greenwood versah, bekam er einen Stoß in den Rücken. Er schrie noch auf, weil dies so plötzlich geschah, wurde dann zum Rand des Pools katapultiert, bekam das Übergewicht, sah die Wasserfläche plötzlich riesengroß und schlug auf.

Für den Bruchteil einer Sekunde stand Maureen noch am Pool, sah die erste babygroße Biene dicht vor sich, und es gelang ihr tatsächlich,

sich im letzten Augenblick abzustoßen.
Haarscharf nur verfehlte sie das Tier, dann schlugen die Wellen auch über ihr zusammen.
Sofort tauchte sie unter, geriet mit dem Kopf auf den Grund, spürte Bewegungen neben sich und glaubte trotz dieser Verzweiflungstat nicht mehr an eine Überlebenschance…

***

Wir jagten über London!
Spannung hatte uns erfaßt. Ich fühlte sie. Von den Haarspitzen bis in die Zehen. Es ist ein seltsamer Zustand, den ich schon des öfteren erlebt hatte. Ich wußte, daß etwas auf uns zukam, etwas Schlimmes, und daß die Entscheidung unmittelbar bevorstand.
Siegen oder verlieren.
Eine andere Alternative gab es nicht.
Nicht zum erstenmal standen wir irgendwelchen mutierten Tieren gegenüber. Wir hatten schon gegen Urzeitmonstren gekämpft und auch gegen Mutationen wie Chiimal, einer Bestie aus Atlantis.
Jedesmal blieb bei mir dabei trotz der errungenen Siege ein ungutes Gefühl zurück, eine Angst, es beim nächstenmal nicht zu schaffen, und diese verfluchten Bienen waren in der Überzahl.
Der Pilot war ein erfahrener Flieger, er beherrschte seine Maschine nicht nur ausgezeichnet, er kannte auch die Stadt und fand sich sogar im Dunkeln zurecht. Um sich allerdings noch besser orientieren zu können, schaltete er den Scheinwerfer ein, ein gewaltiger breiter Lichttunnel schnitt durch die Finsternis, wurde geschwenkt und erreicht an seinem Ende die Fassade eines hohen Hauses.
»Das ist es!« rief Suko.
Beide hatten wir uns gespannt nach vorn gebeugt. Der Pilot verringerte die Geschwindigkeit und regulierte gleichzeitig die Richtung des Scheinwerfers, so daß die gelbweiße Lichtlanze höher wanderte und auch das Penthouse erfaßte.
Ja, wir befanden uns dicht vor dem Ziel. Und wir sahen auch, daß es dort zum Chaos gekommen war. Die Bienen hatten angegriffen. Aber nicht nur die vier Killerbienen, wie wir mit Schrecken feststellten, auch völlig normale waren hinzugekommen, hatten sich gesammelt und regelrechte Schwärme gebildet.
Wolken tanzten auf der Terrasse.
»Das darf doch nicht wahr sein«, stöhnte Suko und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, ich…«
Er sprach nicht mehr weiter, denn hier war jedes Wort überflüssig. Wir sahen selbst, daß wir zu spät gekommen waren, denn die Bienen hatten die Gäste der Party überfallen, und es gab nicht wenige, die versuchten, den Angriffen auszuweichen und dabei für uns

gespenstisch anmutende und bizarre Tänze aufführten.
»Können Sie da landen?« schrie ich unserem Piloten zu.
»Ich muß es versuchen.«
Es war Risiko, den Hubschrauber auf dem Dach des Penthouses abzusetzen, doch eine andere Möglichkeit blieb uns nicht, wir konnten nicht auf die Terrasse fliegen, dafür war sie zu klein.
Es blieben uns nur Sekunden, in denen wir noch einige Details abklären mußten.
Wir kamen überein, daß der Pilot wartete. Wenn es galt, Schwerverletzte abzutransportieren, sollte er die ersten wegschaffen. Tief unter uns, zwischen dem dunklen Park und dem Haus, zuckten die Rotlichter der heranfahrenden Streifen- und Feuerwehrwagen geisterhaft durch die Nacht.
Ein wirklicher Großeinsatz.
Die Hausfassade wurde übergroß. Es ist schwer, in einem fliegenden Hubschrauber zu einem feststehenden Ziel Entfernungen abzuschätzen, ich konnte es nicht, und da mußten wir uns voll auf den Piloten verlassen.
Kurz bevor er die Maschine in die Höhe zog, um auf dem Dach zu landen, gelang uns noch ein Blick auf die Terrasse.
Deutlich erkannte ich die menschengroße Bienenkönigin, wie sie herbei schwebte und zur Landung ansetzte. Ein gewaltiger grün schillernder Körper, unheimlich anzusehen und dabei brandgefährlich.
Wir hörten die Schreie der Menschen nicht, die Szenen liefen vor uns ab wie ein gespenstischer Stummfilm.
Dann befand sich plötzlich das Dach unter uns. Es gab einen Ruck, als die Maschine nach unten fiel. Noch schwebte sie über dem Dach und hatten die Kufen keinen Kontakt, dann fiel die Maschine weiter nach unten und setzte auf.
Endlich…
Suko und ich hatten uns längst abgeschnallt. Ich warf dem Piloten noch einen fragenden Blick zu, während ich sagte: »Sie wissen Bescheid, Mister?«
»Ja, ich warte hier.«
»Und lassen Sie um Himmels willen die Maschine geschlossen.«
»Bin doch nicht lebensmüde.«
Suko hatte den Ausstieg schon aufgestoßen. Mit eingezogenem Kopf sprang er nach draußen. Ich folgte ihm auf dem Fuß. Hinter uns bewegte sich der Pilot und verschloß die Tür wieder.
Aber wie kamen wir jetzt vom Dach in die Wohnung? Während ich mich nach den gefährlichen Insekten umschaute, kümmerte sich Suko um das andere Problem.
Er überquerte das Dach mit langen Schritten und lief fast bis an den anderen Rand. Es mußte Luken geben, Einstiege oder

Lüftungsschächte für die Klimaanlage.

Das alles war vorhanden, allerdings nicht auf dem Dach des Penthouses, sondern auf dem normalen. Und das lag ziemlich tief unter uns. Ein paar Bienen hatten sich ebenfalls hierher verirrt und umschwirrten uns. Zu nahe allerdings kamen sie uns nicht, denn die Salbe wirkte Wunder.

Wir hörten die Schreie.

Die Menschen mußten Schreckliches durchmachen, deshalb durften wir keine Sekunde verlieren.

Am Rand waren wir stehengeblieben. Ich nickte Suko kurz zu, ein Zeichen, daß wir springen mußten.

Noch einmal Schwung geholt, dann hinunter.

Rasend schnell sah ich den Dachboden auf mich zukommen. Für einen Moment verkrampfte ich mich, danach der Aufprall.

O Gott, er war schlimm. Er pflanzte sich fort, raste durch meinen Körper, erreichte das Gehirn und schüttelte es regelrecht durch, so daß ich das Gefühl hatte, als wäre es mit Pudding gefüllt.

Dann flog ich nach vorn, konnte mich abrollen, so daß ich mir nicht mein Gesicht oder die malträtierte Nase einschlug.

»Alles klar, John?«

Am liebsten wäre ich liegengeblieben, als ich Sukos Stimme hörte, aber ich biß die Zähne zusammen und quälte mich auf die zitternden und schmerzenden Beine.

»Muß ja«, erwiderte ich und lief meinem Partner nach, der bereits ein Ziel gefunden hatte.

An der Westseite des Dachs befand sich ein schmales Häuschen, vergleichbar mit dem einer Umspannstation. Wir hofften, daß die Eisentür nicht verschlossen war, und konnten aufatmen, als sie uns entgegenschwang. Suko hatte sie aufgezogen und schaute in ein enges Treppenhaus, wahrscheinlich der Notausgang dieses Gebäudes.

Selbst hier hörten wir die Schreie, und sie wurden lauter und greller, je mehr Stufen wir hinter uns ließen und uns dem eigentlichen Ziel näherten.

In weiten Sprüngen nahmen wir die Treppe. Der Flur war sehr eng. Manchmal schlugen wir mit den Ellenbogen und dem Rücken gegen die Wand, und wir erreichten dann die oberste Etage des Hauses, wobei wir noch nicht in dem eigentlichen Penthouse standen.

Aber es gab einen Fahrstuhl.

Privat, las ich auf der Tür. Ich rüttelte am Griff. Der Lift befand sich oben. Wir mußten ihn erst herunterholen. Abermals verging Zeit. Die Sekunden rannen uns nur so durch die Finger, und auch Suko wurde nervös.

Endlich hielt die Kabine. Suko riß die Tür auf und ließ mir den Vortritt. Den obersten Knopf mußte ich drücken. Viel zu lange dauerte

es, bis der Lift in die Höhe fuhr. Wieder verrannen die Sekunden, und dann endlich war es soweit. Der Stopp.

Wir hatten die Berettas gezogen. Sukos Dämonenpeitsche war ebenfalls ausgefahren, vor der Brust hing mein Kreuz, und den silbernen Bumerang hatte ich griffbereit.

Wir hörten die Schreie, aber wir befanden uns nicht innerhalb des Zimmers, das auch zur Terrasse führte, sondern in einer sehr geräumigen Diele.

Auch sie war von den Mord-Insekten längst besetzt worden. Das Summen und Brummen war eine makabre Begleitmusik, die zu dem herrschenden Chaos paßte.

Mir war nicht bekannt, ob es jemandem gelungen war, mit dem Fahrstuhl zu fliehen, diejenigen, die sich innerhalb der Diele befanden, hatten sich verschanzt. Sie lagen hinter einer umgekippten Couch und schützten ihre Gesichter gegen die angreifenden Bienen mit den Decken und Polstern.

Dabei schrien sie vor Angst, doch niemand war da, um ihnen zu helfen.

Natürlich wurden auch wir von den Bienen gesehen und sofort angegriffen.

Wieder einmal wirkte die Salbe Wunder. Die Bienen schreckte der Geruch so stark ab, daß sie erst gar nicht in die Nähe kamen und schnell abdrehten.

Da sahen wir die erste der Killerbienen. Sie wirkte riesig zwischen ihren normalen Artgenossen, und sie hatte irgendwo versteckt hinter einem Schrank gelauert. Plötzlich huschte sie hervor, und ich vernahm hinter meinem Rücken ihr gefährliches Brummen.

Einen großen Schritt machte ich nach vorn, duckte mich zusammen und kreiselte herum.

Da peitschte schon der Schuß.

Der Chinese hatte abgedrückt, und die Kugel hieb in den Bienenkörper, den sie regelrecht zerriß. Da es sie im Flug erwischt hatte, hielt sie sich nicht mehr in der Luft und stürzte ab.

Dicht vor meinen Füßen prallte sie auf einen kostbaren weißen Teppich und verging, wobei noch diese seltsame geleeartige Flüssigkeit aus der Wunde quoll.

Ein Gegner weniger.

Irgendwie schienen auch die normalen Bienen bemerkt zu haben, daß etwas nicht stimmte. Sie wurden noch unruhiger, und ihre Flüge glichen bizarren Zuckungen.

Ich hätte mir gern die Zeit genommen, den hier versammelten und unter Panik stehenden Menschen die Salbe zu geben, aber das hätte uns zu sehr aufgehalten. Anders konnten wir effektiver sein.

Wir mußten auf die Terrasse.

Ein Schwarm verfolgte und überholte uns, driftete von uns weg, als er dem Gesicht und den eingeriebenen Körperstellen zu nahe kam.

Wir standen auf der Terrasse.

Eine gewaltige Ausdehnung besaß sie, ein regelrechtes Prachtstück, das allerdings jetzt so aussah, als hätten die Vandalen gehaust. Nichts stand mehr auf seinem Platz. Flaschen, Gläser, Reste eines Bufetts, Tische, Stühle, alles war umgekippt, dazwischen hing traurig die bunte Beleuchtung, wovon die meisten Birnen geplatzt und zersplittert waren.

Das alles hatte keine Bedeutung. Viel schlimmer waren die leblosen Körper. Zerstochen, aufgequollen, und in meinem Innern vereiste etwas, als ich sie sah.

Nur im Pool befanden sich noch Menschen. Sie hatten dort Deckung vor den angreifenden Bienen gesucht, aber sie waren keine Fische, sie mußten auftauchen, um Luft zu holen.

Das wußte auch die Bienenkönigin. Sie hatte sich am Rand des Pools aufgebaut, wartete mit nahezu teuflischer Schläue auf ihre Opfer, die schon von allein kommen würden.

Und sie kamen tatsächlich.

Männer und Frauen tauchten auf, wurden umschwirrt von den normalen Bienen und sahen sich auch den Attacken der gefährlichen Mord-Insekten gegenüber.

Es war grauenhaft, denn auch dicht über den tanzenden Wellen schwebten die beiden unterarmgroßen, teuflischen Insekten, die mit tödlicher Zielgenauigkeit zustießen.

Leider besaß die Terrasse diese großen Ausmaße. Wir konnten die Entfernung nicht so leicht überbrücken, so daß uns nichts anderes übrigblieb, als zu feuern.

Und das im Laufen.

Im Kino sieht man immer die Meisterschützen, die in den unmöglichsten Situationen schießen und auch treffen. Wir schossen zwar auch, aber die Bienen erwischten wir nicht, zudem flogen sie sehr dicht über der Oberfläche, so daß wir Angst hatten, auch einen der schwimmenden Menschen zu treffen.

Die geweihten Kugeln wischten über die Killer-Bienen hinweg. Wir wußten nicht, ob wir damit etwas erreicht hatten, so daß sie verschwanden, aber wir hofften, sie irritiert zu haben.

Und wir kamen näher.

Suko setzte mit einem gewaltigen Satz über einen umgekippten Gartenstuhl hinweg, ich lief links an ihm vorbei, denn ich hatte mir die Königin aufs Korn genommen. Im Laufen wechselte ich die Beretta in die linke Hand und zog den Bumerang. Dieses Monstrum war groß wie ein Mensch, schillerte grünlich und besaß einen dicken Panzer, der unter Umständen auch Kugeln standhalten würde.

Suko hatte sich von mir wegbewegt. Aufgabenteilung, wie schon so oft zwischen uns beiden. Und er wollte es mit den letzten Killerbienen austragen.

Sie schienen ein sicheres Gespür dafür zu haben, wer ihr Feind war und wer ihnen gefährlich werden konnte. Mit seinem Angriff hatte Suko erreicht, daß sich die Mutationen von den Menschen ab- und ihm zuwandten.

Es gelang dem Chinesen, einen Blick auf den Pool zu werfen. Was er sah, war schrecklich.

Männer und Frauen, einige von ihnen kaum bekleidet, versuchten verzweifelt, sich an der Oberfläche zu halten. Es gab keinen, dessen Gesicht nicht gezeichnet war. Ein Mann hielt eine bewußtlose Frau umklammert, und mit der freien Hand fand er Halt am Beckenrand.

Die beiden Killerbienen wandten sich ihrem neuen Feind zu, während die normalen Insekten noch dicht über dem Wasser und den Köpfen der Menschen kreisten.

Die anderen waren schnell, sehr schnell, und sie schafften es, den Chinesen von zwei Seiten zu attackieren. Ihr Brummen hatte sich verstärkt, es kam Suko vor wie ein überdrehter Motor, und es wurde gefährlich laut, als die beiden Bienen auf den Inspektor zuschossen.

Suko sah die grüne Farbe, das Zittern der Flügel, er bemerkte die Wut, die Aggressivität, und er wußte, daß er jetzt noch schneller sein mußte.

Mit einem gleitenden Schritt wich er nach rechts aus, schwenkte den Arm mit der Waffe und hatte Pech.

Auf dem Boden lag die Lache einer ausgelaufenen Cocktailsoße.

Zusammen mit den Fliesen bildeten sie einen glitschigen Film, und Suko erwischte es voll.

Bevor er sich versah, lag er schon auf dem Rücken und mußte sich sekundenlang mit sich selbst beschäftigen.

Das nutzte die Killerbiene eiskalt aus. Bevor Suko etwas zu seiner Rettung unternehmen konnte, war sie über ihm. Für einen Schuß reichte die Zeit ebenfalls nicht mehr, der Chinese konnte sich nur zur Seite rollen und versuchen, seinen Körper zur Seite zu wuchten, wobei ihm noch das Glücke zur Seite stehen mußte.

Da krachte der Schuß.

Suko hörte das Jaulen der Kugel, die sich mit dem gefährlichen Summen der Mordbiene mischte, und als er das Klatschen vernahm, da war es schon um das tödliche Insekt geschehen. Der Aufprall trieb es weiter und auch aus seiner ursprünglichen Flugrichtung, so daß es ein paar Schritte von dem Chinesen entfernt zu Boden prallte, und dort verging.

Hastig drehte Suko seinen Kopf und sah John Sinclair mit gezogener Waffe in der Nähe. Dann mußte er sich um den zweiten Angreifer

kümmern, und diesmal nahm Suko sich sogar die Zeit, ein wenig besser zu zielen.

Als er abdrückte, war er sicher, auch getroffen zu haben.

Der Flug des Killerinsekts wurde unterbrochen. Ein paar torkelnde Bewegungen, das wilde Zittern der Flügel, der spitzwinklige Fall zu Boden — vorbei.

Blieb die Königin!

***

Und die hatte ich mir vorgenommen.

Ich wußte nicht, aus welchem Grunde sie mit dem Angriff zögerte und mir somit Gelegenheit gegeben hatte, meinen Freund aus einer lebensgefährlichen Lage zu retten, doch als sie ihren letzten Diener fallen sah, da wollte sie es wissen.

In ihren seltsam großen, runden Augen schien etwas zu explodieren, ein nie gehörter Laut drang mir entgegen, und die beiden großen Flügel wurden zu einem flirrenden Gebilde, damit sie gedankenschnell starten konnte.

Ich sprang zurück, zog den Kopf ein und schoß.

Daneben!

Verdammt, das war zu überhastet gewesen, außerdem war die Killer-Biene ungemein wendig und befand sich bereits in einer anderen Position, als ich zum zweitenmal auf sie anlegte.

Eine Rakete schien durch die Luft zu fliegen, ein Gegner, der mir alles abverlangte und mich in eine Auseinandersetzung verwickelte, die ich so nicht gewollt hatte.

Trotz seiner Größe bot das mörderische Insekt kein Ziel, das eine Sekunde ruhig blieb. Ich hätte mein Magazin leer schießen und sie nicht erwischen können, weil die Biene zu wendig war.

Aber auch ich war in Bewegung, konzentrierte mich stark auf den mutierten Angreifer, und es stand unentschieden, denn ebensowenig wie ich die Biene erwischte, konnte sie mich auch packen.

Ich kam auch nicht dazu, meinen Bumerang einzusetzen, mußte aber feststellen, daß sich der Chinese näherte.

Zwei Gegner waren für sie schlecht, auch wenn sie noch so schnell war.

Und Suko hatte die Peitsche. Er hielt mit der rechten Hand den kurzen Griff, die drei Riemen bewegten sich züngelnd wie Schlangen, steckten voller Unruhe und warteten darauf, aktiv werden zu können.

Aus dem Handgelenk schlug Suko zu. Selbst ich sah den Schlag erst, als die drei Riemen in einer gewissen Höhe auseinanderfächerten und die Flügel erwischten.

Es war ein guter Treffer. Die Flügel zerbrachen tatsächlich wie Glas, und Reste spritzten nach allen Seiten weg. Zudem befand sich die

große Bienenkönigin nicht mehr in der Lage, uns noch anzugreifen, das wichtigste war ihr genommen worden.

Ich hatte leichtes Spiel. Gleich zwei Kugeln setzte ich in ihren häßlichen, übergroßen Insektenschädel und zerstörte ihn so, daß nur noch Klumpen zurückblieben.

***

Schon bald wimmelte es von Helfern.

Bis auf vier Leute waren alle mehr oder minder schwer verletzt.

Die Bienen hatten furchtbar gewütet, aber sie waren ebenso schnell verschwunden, wie sie zuvor aufgetaucht waren. Als ihre Anführerin starb, da rotteten sie sich zusammen und flogen als wirbelnde Schwärme davon in die Nacht.

Und es hatte Tote gegeben.

Kein Arzt der Welt konnte den fünf Menschen mehr helfen. Die meisten anderen mußten so rasch wie möglich in die Hospitäler geschafft werden, damit man sich um ihre Wunden kümmerte.

Unter den Verletzten befand sich auch der Hausherr. Sein Gesicht war von den Stichen gezeichnet, und aus seinen Augen rannen Tränen. Man mußte ihn mit Gewalt von einer rothaarigen Frau lösen, deren Leben auf der Kippe stand.

Ich lehnte an der Terrassenbrüstung, rauchte eine Zigarette und hielt mein Gesicht in den Wind. Dabei dachte ich an die Familie Whiteside, die es so fürchterlich getroffen hatte. Dort mußte sich die Polizei auch noch umsehen.

Am glimpflichsten war Braddock davongekommen. Man würde ihn in eine Anstalt stecken, wo er den Rest seines Lebens verbringen konnte, meinetwegen auch unter Bienen.

Sir James erschien. Sorgenfalten zeichneten sein Gesicht. Ich wußte, was hinter seiner Stirn vorging, und ohne daß er eine Frage gestellt hatte, hob ich die Schultern.

Er nickte nur. Ein Zeichen, daß er verstanden hatte. Auch mich frustrierte es, daß wir nicht alle Menschen hatten retten können, aber wir waren eben keine Supermänner.

Leider…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 184 »Schlimmer als der Satan«